



**Цифрова колекція наукової бібліотеки Державного
природознавчого музею НАНУ**

**Digital collection of the scientific library of the
State Museum of Natural History
of the National Academy of Sciences of Ukraine**

Thomas I. W. Von Nias nach Kaiser-Wilhelm-Land und über Australien zurück nach Deutschland. Ein Reisejahr. / von I.W. Thomas. – Gütersloh: Druck und Verlag von Bertelsmann, 1892. – 140 S. mit 10 Abb.

Примірник книги скачаний із сайту: <http://lib.smnh.org>

Постійне посилання на сторінку книги:

http://lib.smnh.org/books/thomas_iw/von_nias_nach_kaiser/

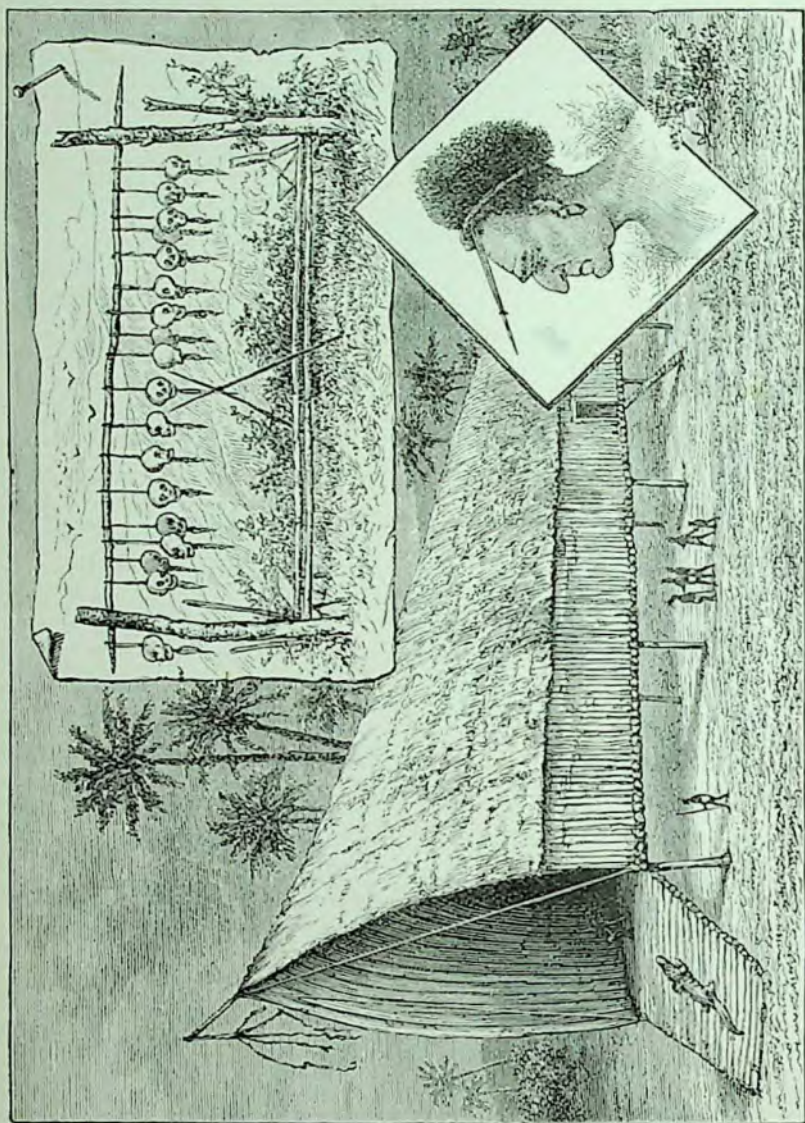
Biblioteka Muzeum im. Dzieduszyckich
we Lwowie.

Sz 14.c. N° 110.

A. 1414



~~2290~~



Plantation auf Sen-Gambia.

1320

Nr. inwoatarza
~~A - 1414.~~

Von Nias

nach

Kaiser-Wilhelms-Land

und über Australien zurück

nach Deutschland.

11. 4 78

Ein Reisejahr

von

J. W. Thomas,

Missionar der Rheinischen Missions-Gesellschaft.

2290.

Mit 10 Abbildungen.



Güterloh 1892.

Druck und Verlag von E. Bertelsmann.

Vorwort.

Vor einigen Monaten wurde mir ein umfangreiches Manuskript mit dem Titel: „Ein Reisejahr von J. W. Thomas, Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft, zwecks der in Kaiser-Wilhelms-Land zu beginnenden Mission. Seinen Kindern, Verwandten und Freunden zur bleibenden Erinnerung gewidmet“ mit der Bitte übergeben, dasselbe durchzusehen, zu kürzen und so dem Interesse eines weiteren Leserkreises zugänglich zu machen. Dieser Aufgabe habe ich mich einerseits gern unterzogen, weil ich mich von jeher für Reiseberichte, besonders für solche, welche die Mission zum Mittelpunkt haben, interessiere, andererseits aber auch nicht gern, weil es schwierig ist, ein Manuskript bedeutend zu kürzen, ohne dem Autor zu nahe zu treten, weil ein großer Teil seiner Arbeit nicht zu seinem Rechte kommt. Doch tröste ich mich damit, falls der liebe Verfasser seinen Singer gegen mich aufheben sollte, daß Deutschland einige tausend Seemeilen von Nias entfernt ist.

Möchte es dem Herrn gefallen, auch durch diese Schrift des lieben Missionar Thomas das Interesse für die heilige, große Sache der Mission zu wecken und zu beleben!

Orsoy im Mai 1892.

Stein, Pfr.

Es war Ende August 1886, als mich auf der Missionsstation Gunong Sitoli in Nias ein Brief des sel. Inspektors von Rhoden mit der Nachricht überraschte: „Die Deputation hat Sie berufen, eine Untersuchungsreise in Kaiser-Wilhelms-Land zu machen. Es gilt, dieses Gebiet in den Bereich unserer Missionsthätigkeit zu ziehen. Bruder Eich aus Afrika, welcher gegenwärtig in Deutschland weilt, wird mit Ihnen zusammentreffen. Während derselbe in Neu-Guinea bleiben wird, um die Missionsarbeit in Angriff zu nehmen, werden Sie zur Berichterstattung nach Deutschland kommen, um nach einer längeren Erholungszeit mit Ihrer Frau wieder nach Nias zurückzukehren. Gegenwärtig schweben noch Unterhandlungen mit der Direktion der Neu-Guinea-Kompanie. Sobald dieselben zum Abschluß gekommen sind, werden Sie Nachricht erhalten.“ Also eine Missionsreise nach Kaiser-Wilhelms-Land! Zwar war ich schon 15 Monate lang von meiner Frau, welche zur Erholung in Deutschland weilte, getrennt, und nun sollte ich abermals so lange auf ein Wiedersehen warten, aber dennoch konnte ich nicht anders, als dem an mich ergangenen Rufe mit Freuden folgen. Das jugendliche Interesse an fremden Ländern wohnte noch voll in meiner Brust, und handelte es sich nicht um die heilige Sache der Mission? Sobald ich Gewißheit darüber

erlangt hatte — was allerdings erst nach einigen Monaten geschah —, daß die oben erwähnten Verhandlungen mit der Neu-Guinea-Kompanie günstig verliefen, beschloß ich, nach Padang und von dort eventuell nach Batavia zu reisen, weil ich dachte, Bruder Eich würde diese Route für seine Reise nach Cooftown wählen.



Der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Am 26. Dezember 1886, mittags um 12 Uhr verließ ich an Bord der „Atjeh“ den Hafen von Gunong Sitoli, um den ganzen „Indischen Archipel“ vom äußersten Westen bis zum entferntesten Osten im Zickzack zu durchfahren. Dieser Archipel wird auch der „Malaiische Archipel“ genannt, und zwar besonders deshalb, weil die Bewohner dieser Inselwelt alle zur malaiischen Rasse gehören. Das Stammland der eigentlichen Malaien, der orang malaju, d. h. Bagabunden, ist die herrliche und gesunde Hochebene Agam, welche im Innern von Sumatra, etwa 1—2 Tagereisen von Padang liegt, durchschnittlich 3000' über dem Meere.

Unsere „Atjeh“, ein Schiff der englischen Aktiengesellschaft „Nederlandsch-Indische-Stoonvaartmaatschappij“, lief am 30. Dezember in den Hafen von Padang ein. Dort war bei Missionar Dornstaf gerade tags vorher ein Telegramm folgenden Inhalts für mich eingetroffen: „Eich per Steamer Sumna 11. März Aden. Thomas dahin oder direkt Coocktown via Singapore oder Colombo.“ Zugleich hörte ich, daß in Batavia keine Passagiere für Australien an Bord genommen würden, weil man die Einschleppung der Cholera befürchtete. Da ich nun von Padang aus auf direktem Wege weder nach Colombo noch nach Aden gelangen konnte, so blieb mir nichts anderes übrig, als nach Singa-

pore zu fahren, um von dort aus nach Cooftown zu reisen. Ich nahm zuversichtlich an, daß zwischen diesen beiden Orten eine regelmäßige Schiffsverbindung bestehe. Nach vier Tagen, am 3. Januar 1887, war ich bereits wieder an Bord der „Atjeh“, welche mich über Priaman, Mjebangis, Natal, Siboga, Baros, Singkel, Gunong-Sitoli, Trumon, Analabu, Dleleh, Pulu und Pinang nach Singapore bringen sollte.

Diese Reise war für mich sehr interessant. Ist Nias, meine zweite Heimat, auch schön, so ist es doch nicht zu vergleichen mit dem gerade einhundertmal größeren Sumatra, an dessen Küste ich tagelang hinfuhr. Nias ist 80, Sumatra 8000 Quadratmeilen groß. Und wie zwerlgartig nehmen sich die 100—2000' hohen niasischen Berge im Vergleich zu den 6000—9000' erreichenden sumatranischen Kolossen aus! Etwas nördlich von Baros tritt das Gebirge mehr und mehr von der Küste zurück, bis es nördlich von Trumon dem Meere wieder ganz nahe kommt. In dieser so gebildeten Ebene — Morastfläche — liegt das ungesunde Singkel. Früher lag Singkel auch noch „am Ende der Welt“ und galt als eins von den Ländern, „wo der Pfeffer wächst,“ obwohl keiner dort gezogen wurde. Es diente lange Zeit als Strafstation für Beamte und Offiziere. Jetzt ist es nicht nur durch die Dampfschiffahrt, sondern auch durch den Telegraphen mit der civilisierten Welt verbunden; die Fieber-Niasmen und die lästigen Moskiten sind freilich geblieben.

Von Trumon, einem nominell dem holländischen Gouvernement unterworfenen Fürstentume, vor dessen gleichnamiger Hauptstadt unser Schiff anlegte, teile ich nur als Kuriosum mit, daß der jetzige Radja (Fürst), welcher vom

Gouvernement ein hohes Gehalt empfängt, der Enkel einer früher in Padang geraubten Engländerin ist.

Doch weiter über Analabu, wo viele dem Klima oder den kühnen Feinden zum Opfer gefallene Soldaten begraben liegen, nach Mlehleh, dem Hafentort für alle Niederlassungen des Gouvernements in Groß-Atjeh! (Groß-Atjeh heißt der nördlichste Teil von Atjeh.) Eine Quadratmeile Land an der Nordspitze — das ist der Erfolg des unheilvollen Krieges, den die holländische Regierung im Frühjahr 1873 auf eine Anregung Englands hin unternahm und bis jetzt fortsetzte. Die Atjehnesen sind in den letzten Jahren dreifach geworden, wie sie je vorher waren. Darum hat man eine Reihe von festen militärischen Posten — im ganzen 15 — geschaffen, welche je 2000 m von einander liegen und mit 6000 Soldaten besetzt sind. Von dieser Besatzung, welche rasch wechselt, starben 1885 in dem großen Hospital von Kota Radja 1930 Mann. So erzählte mir ein deutscher Arzt, welcher in jener Zeit zwei Jahre lang dort thätig war. Große Krankentransporte gehen alle 14 Tage nach Padang ab. Die Beriberi-Krankheit, welche aller ärztlichen Wissenschaft spottet, richtet große Verwüstung an.

Am 8. Januar trafen wir auf der Reede von Mlehleh ein. Es ist zu begreifen, daß ich große Lust verspürte, mir das berühmte Atjeh einmal anzusehen. Leider hatte ich dazu nur fünf Stunden Zeit. Um 8 Uhr morgens fuhr ich aus Land, und mittags um 1 Uhr mußte ich schon wieder an Bord sein, weil unsere „Atjeh“ bald darauf abfahren sollte. „Also nach Kota Radja,“ dachte ich, „das ist der Hauptort im Lande und der Sitz des Gouverneurs.“ Nach-

dem ich mir Dlehh angeſehen und unterwegs mit einem Soldaten, einem Deutſchen aus Magdeburg, ein Weilchen geplaudert hatte, ging ich zum Bahnhof, um mit dem Zuge 9⁵⁰ nach Kota Radja zu fahren. Alle Niederlaſſungen ſind nämlich durch eine ſchmalſpurige Eiſenbahn miteinander verbunden. Nach $\frac{1}{4}$ ſtündiger Fahrt durch eine wildniſartige Gegend, ſahen wir Kota Radja. Ein Herr zeigte mir durchs Fenſter einen großen, ſchönen Bau und bemerkte dabei, das ſei die berühmte Moſchee. „Alſo das iſt die Moſchee, welche 300 000 fl. gekoſtet haben ſoll!“ ſagte ich. „Ich wollte, es gehörte mir, was ſie mehr als 400 000 fl. gekoſtet hat,“ bekam ich zur Antwort. Das Gouvernement hat mit dem Bau dieſes mohammedaniſchen Tempels ſeine Abſicht, die Atjehnejen zu gewinnen, nicht erreicht. Die paar unterworfenen Ortſchaften haben ſogar jahrelang faſt gar keinen Gebrauch davon gemacht, da ſie in einem von Kaſſirn (Ungläubigen) gebauten Tempel nicht beten wollten. Wie mir geſagt wurde, hatte ſich der Beſuch der Moſchee in letzter Zeit etwas gehoben. Im übrigen bewunderte ich die Schöpfungen des Gouvernements. Alle Gouvernementsgebäude, auch die Kaſernen und das große Hoſpital, ſind prachtvoll eingerichtet. Ich ſah viele ſchöne Kaufläden, Hotels und Wohnhäuſer mit einer Fülle von Blumen und Zierpflanzen an der Frontſeite. Der Atjehfluß, über den zwei große, eiſerne Brücken führen, fließt mitten durch die Stadt. Interessant war mir auch der Kraton, ein großes Feſtungswerk, welches viele Gebäude, Kaſernen, Offizierswohnungen u. ſ. w. umſchließt. Auch das große, ſchöne Haus des Generals, welcher zugleich Gouverneur von Atjeh iſt, liegt

hier. Der Kraton ist mit einer hohen Mauer voller Schießscharten umgeben, und um die Mauer zieht sich wiederum ein etwa 25'—30' breites Gewirre von Telegraphendrähten, wodurch das Herannahen des Feindes unmöglich gemacht werden soll. Es wurde viel darüber geredet und geschrieben, ob es nicht am besten sei, Atjeh ganz zu verlassen und nur noch Pulu Bras besetzt zu halten. Das wäre jammer schade um all das Schöne, was in Atjeh geschaffen worden ist.

Am 10. Januar warfen wir Anker vor Pulu Penang (Pinang), einer kleinen Insel, welche durch eine 1—2 Stunden breite Meerenge von der Halbinsel Malakka getrennt ist. Ich staunte über das, was in 100 Jahren aus diesem Eiland, welches den Engländern gehört, geworden ist: ein großer Handelsplatz (Freihafen), auf welchem sich alle europäischen und asiatischen Nationen zu begegnen scheinen. Große Besitzungen, Palmenanlagen, Villen, Wege, an denen Hunderttausende von Fruchtbäumen standen, reiche Kaufläden, allerlei Werkstätten, in welche man von der Straße aus hineinschauen konnte, Equipagen, japanische Chaisen, welche von je einem Chinesen gezogen wurden, Springbrunnen, Parks, die ärmlichen Hütten der Indier, eine schöne Rasenfläche am Strande, welche Herren und Kindern als Spielplatz diente, dies alles und das bunte Treiben von allerlei Menschen aus den verschiedensten Ländern der Erde in den Straßen der Stadt bot mir ein Bild dar, welches ich mit Vergnügen und Interesse betrachtete. Lange blieb auch hier unser Schiff nicht liegen.

Mit einbrechender Dunkelheit gingen wir wieder in See. Als wir das Lichtermeer von Pulu Pinang hinter uns liegen hatten, suchte sich unsere „Atjeh“ den Weg durch ein Meer

von lauter Inseln und Inselchen, bis Singapore (sprich: Singapur) in Sicht kam. Ein wohlbeleibter Englishman, welcher in einer Dampfbarke an unser Schiff herangefahren war, stand bald neben uns auf der Kommandobrücke, auf der ich mich durch die Fremdllichkeit des Kapitäns zur Befriedigung meiner Neugierde aufhalten durfte, und rief nach kurzem Gruß bald: kakanan! (rechts!), bald: kakiri! (links!), und die beiden malaiischen Matrosen am Steuerrad thaten, was der Englishman sagte. Er war eben der Lotse. Ich dachte daran, daß auch wir einen Lotsen haben müssen, der uns durch unser Leben voller Klippen sicher hindurchbringt, bis wir einst einlaufen in den Hafen der ewigen Ruhe. Wie manche Klippe mochte auch mir noch drohen auf meiner Fahrt nach dem östlichsten Deutschland!

Singapore war eine wichtige Station für mich, denn hier mußte es sich aufklären, wie ich nach Coooktown kommen sollte. Am 12. Januar, nachmittags um 2 Uhr legten wir an. Volk aus aller Welt stand am Wall. Allerlei Leute, Händler, Geldwechsler u. s. w. kamen aufs Schiff. Auch Hunderte von Chinesen stürmten mit Körben voll Steinkohlen die Brücken herauf. Ich suchte mich natürlich sobald wie möglich aus dem Staube zu machen, um nicht kohlschwarz ans Land zu kommen. Der erste Steuermann und ich nahmen einen Wagen und fuhren nach dem am Strande gelegenen Hotel de l'Europe, wo man für drei Dollar pro Tag logiert. Als mich mein Begleiter verlassen hatte, sah ich mich von allerlei Händlern, Geldwechslern, Waschlenten, Barbieren und Droschkenkutschern umgeben, welche mir bis an mein Zimmer folgten, um an dem Fremden etwas zu

verdienen. Ich hatte aber wichtigere Dinge zu besorgen. Meine erste Sorge und Pflicht war, mich zu erkundigen, ob bald ein Schiff nach Cooktown abgehen würde. Am 17. Januar sollte ein Dampfer von Kalkutta in Singapore eintreffen, um von dort seine Fahrt nach Cooktown fortzusetzen, aber leider auf einem Umwege, wie ich auf der Agentur hörte. Auch der Agent einer anderen Gesellschaft konnte mir für die nächsten zwei bis drei Monate keine Hoffnung auf direkte Gelegenheit nach Cooktown machen. Indes sagte mir der Hotelbesitzer, ein Deutscher (Herr Becker), den ich um Auskunft bat, in einigen Tagen werde ein deutscher Dampfer erwartet, welcher direkt nach Neu-Guinea gehe. Auf seinen Rat ging ich zu dem Juden Katz, in Firma „Katz brothers“, welcher Agent der Neu-Guinea-Kompanie war. Dieser schickte mich zum deutschen Konsul, welcher mir versprach, bei dem Kapitän, auf den in dieser Angelegenheit alles ankomme, ein Wort für mich einzulegen. Gelang es mir nicht, mit dem Dampfer der Kompanie nach Neu-Guinea zu kommen, dann mußte ich eine 15tägige Rückreise nach Aden machen, um von dort mit meinem Kollegen Eich via Batavia nach Cooktown zu fahren. Dabei hätte ich leicht Aufenthalt haben können, und dann wäre ich zu spät in Aden eingetroffen, um den Dampfer, welcher nicht, wie es in dem Telegramm hieß, am 11., sondern schon am 1. März Aden anlaufen sollte, zu erreichen, und ich hätte — liebliche Aussicht! — bis Ende März in dem fahlen teuren Aden liegen bleiben müssen und später nochmals einen Monat in Cooktown, weil in diesem Monat kein Schiff nach Finschhafen in Neu-Guinea ging. Ich wäre also zwei Monate nach Eich

in Kaiser-Wilhelms-Land angekommen, während ich, wenn ich mit dem Dampfer der Kompanie reisen konnte, zwei Monate vor ihm dort war. Meine Spannung stieg, je näher der Tag kam, an welchem der Dampfer voraussichtlich eintreffen mußte. Unterdes benutzte ich die Zeit, um Singapore etwas näher kennen zu lernen.

Raffles hat sich in seinem Scharfblick nicht geirrt, als er im Jahre 1819 Singapore gründete. Um seiner Lage willen mußte es in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer großen Welthandelsstadt werden. Hier begegnen sich Leute aus der ganzen Welt, und Produkte aus allen Ländern der Erde werden hier ausgetauscht. Bei der Volkszählung im Jahre 1881 zählte Singapore 139 208 Seelen. Darunter waren 2769 Europäer, 22 155 Malaien, 86 766 Chinesen, 12 058 Eingeborene aus Britisch-Indien und 15 460 aus anderen Nationen. Im Jahre 1887 mögen etwa 200 000 Menschen in Singapore gewohnt haben. Der Zuzug von Fremden, besonders von Chinesen ist sehr stark. Die Stadt, schön am Meeresstrande gelegen, und von breiten, gut in Stand gehaltenen Straßen durchschnitten, macht den Eindruck der Wohlhabenheit und des Reichtums, besonders dort, wo die Häuser der reichen Europäer und der chinesischen Millionäre liegen. Sie ist mit hellem Gaslicht und mit gutem Trinkwasser versorgt. Selbst an einer Stadtbahn fehlt es nicht. Zur Anlegung der Wasserleitung hat seinerzeit ein Chinese durch ein Geschenk von 100 000 Dollar die erste Anregung gegeben. Außer den Parkanlagen, welche sich um das seeartige Bassin der Wasserleitung ziehen, sah ich auch den großen botanischen Garten mit seiner Fülle von Blumen

und Gewächsen aller Art. Nach den Geschäftsstunden (von 10 Uhr vorm. bis 5 Uhr nachm.) versammeln sich viele junge Leute auf den schönen Rasenplätzen am Meeresstrande, um dort Ball zu spielen oder sich auf andere Weise Bewegung zu verschaffen. Überall gab es für mich Interessantes in Menge zu sehen.

Doch mein Sinn stand nach Osten. Ich freute mich daher, als am 25. Januar endlich der ersehnte Dampfer — es war die „Habel“ — einlief. Nun galt es, sobald wie möglich den Kapitän zu sprechen. Erst abends um 6 Uhr konnte ich dem alten prächtigen Kapitän Dallmann mein Anliegen vortragen. Aber da hieß es: „Ohne Erlaubnis der Neu-Guinea-Kompanie darf ich Sie nicht mitnehmen; außerdem fehlt es an Raum für Sie.“ „Wer nichts wagt, der gewinnt auch nichts,“ sagte ich, „ich werde per Telegramm wegen der Passage in Berlin anfragen.“ Verwundert sah er mich an, half mir aber in freundlicher Weise das Telegramm zusammenstellen. Noch um 7 Uhr wurde nach Berlin telegraphiert: „Guinea. Berlin. Missionar Thomas, Barmen, bittet Passage. Antwort. Dallmann.“ Dies durfte ich thun, weil man in Berlin durch die Verhandlungen mit Barmen doch von mir wissen mußte. Schon am folgenden Vormittage ließ mich der Kapitän zu sich rufen und sagte mir, daß soeben $\frac{1}{2}$ 10 Uhr eine zusagende Antwort von Berlin eingetroffen sei. „Kommen Sie morgen mittag an Bord der Habel.“ Das war eine Freudennachricht für mich. Das Telegramm hatte mich freilich ca. 67 Mk. gekostet, aber dadurch war eine andere, viel größere Summe gespart worden: nämlich die teure Passage von Singapore bis Aden und

von Aden nach Coocktown, dazu noch beträchtliche Hotelkosten, und vor allen Dingen auch Zeit. In Berlin war man so freundlich gewesen, meinem Vorstande in Barmen von meinem Telegramm und von meiner Reise mit der Pfabel sofort Nachricht zu geben. Im Missionshause war man mit mir froh und dankbar für diese günstige Wendung der Dinge. Auch Br. Eich erfuhr noch vor seiner Abreise von Deutschland, welche Route ich reisen würde. So hatte Gott alles freundlich gelenkt, auch unser eigenes Thun und Denken.



Ein Missionskleinod in Java.

Am 27. Jan. Punkt 4 Uhr nachmittags ging unsere „Isabel“ — so genannt nach einer der drei Salomonsinseln, welche unter deutschem Schutze stehen — in See. Zunächst sah ich mich etwas auf dem Schiffe um. Der Kapitän war ein rechter Seemann. Fuhr er doch schon seit 27 Jahren als Kapitän und zwar meistens auf den Walfischfang. Später hatte er den kleinen Dampfer „Samoa“ in Sydney für die Neu-Guinea-Kompanie gekauft, dann den Dr. Finck an Bord genommen und ihn auf Untersuchungsreisen an den Küsten im Nordosten von Neu-Guinea begleitet. So war er mit jenen Gewässern bekannt geworden. Nach Deutschland zurückgekehrt, hatte er sich nochmals für drei Jahre anwerben lassen. Im ganzen waren 32 Personen aus Deutschland an Bord, darunter etwa 20 Passagiere für Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarckarchipel. In Singapore waren außer mir noch vier Chinesen aufs Schiff gekommen, welche in Neu-Guinea mit dem Tabakbau einen Anfang machen sollten. Eine Kabine war für mich nicht mehr zu haben, wie mir der Kapitän gesagt hatte. Ich fand jedoch ein Unterkommen im Salon.

Wir fuhren zunächst nach Süden, weil in Surabaya auf Java noch ein Beamter mit 59 Javanen, welche Kind-

vieh, Pflanzen u. s. w. mit sich führten, an Bord genommen werden sollte. Vor Java überraschte uns ein Unwetter. Es war mir interessant zu sehen, daß derjenige von meinen Mitpassagieren, welcher sonst am meisten donnerwetterte, jetzt, wo es wirklich donnerwetterte, am allerfürchtksamsten war und sich auf das Genaueste erkundigte, ob der Blitzableiter auch wirklich in Ordnung sei. Am 1. Februar morgens 6 $\frac{1}{2}$ Uhr fielen unsere Anker auf der Reede von Surabaya. Nach einem kurzen Besuche, den ich in Gemeinschaft mit den übrigen Herren beim deutschen Konsul machte, begab ich mich zu einem alten Freunde, dem kurz vorher pensionierten Hafenmeister v. d. W., wo ich wiederum viel Liebe erfahren habe. Surabaya, nicht so schön wie Singapore, ist die größte Stadt von Niederländisch-Indien. Im Jahre 1885 zählte sie 123 177 Einwohner, und zwar 5599 Europäer und ihnen Gleichgestellte, 108 739 Eingeborene (Savanen), 7217 Chinesen, 1267 Araber und 355, welche anderen Völkern des Ostens angehörten. Ein holländischer Missionar arbeitet unter allerlei Volk, hält holländische und javanische Gottesdienste, und leitet eine javanische Schule, an welcher ein Lehrer unterrichtet. Auf Java arbeiten mehrere Missionsgesellschaften. Unter allen Stationen ist Modjo Warno ein wahres Missionskleinod.

Mit meinem Freunde v. d. W. fuhr ich am 1. Februar nachmittags um 2 Uhr von Surabaya mit der Eisenbahn nach Djombang, welches wir um 5 Uhr erreichten. Von dort gelangten wir nach einer Stunde scharfen Fahrens nach Modjo Warno, wo wir Missionar J. Kruit und seine Tochter begrüßten. Sein Sohn, der nur 10 Minuten weit

von ihm entfernt wohnte, erschien auch alsbald mit Frau und zwei Kindern und so verlebten wir einen schönen Abend mit einander. Modjo Warno mit seinen Filialen ist die geeignetste, größte und schönste Missionsstation auf Java. Auch die geordnete, praktische Weise der Thätigkeit der beiden Missionare, soweit ich davon Kenntniß nehmen konnte, entsprach ganz meinen Ansichten. Mehrere holländische Herren, mit denen ich sprach, waren der Überzeugung, daß Modjo Warno eine gelungene Mission sei. Selbst der mohammedanische Regent und andere hochgestellte Mohammedaner bewundern das Werk und sind ihm merkwürdigerweise zugethan.

Schon der Anfang von Modjo Warno ist merkwürdig. Kolen, ein großer, starker und mit einer lebhaften Phantasie begabter Mann, Sohn eines Russen und einer Javanin, war Landherr in Ngoro, eine Stunde von Modjo Warno entfernt. Seine Frau wohnte in Surabaya, während er der freien Liebe auf seinem Landgute huldigte. Dreimal, so behauptete dieser Mann, sei ihm Noah erschienen und habe ihn aufgefordert, das Evangelium auf seinem Landgute zu verkündigen, was er dann auch nach der dritten Erscheinung im Jahre 1848 that, und zwar in einer gewaltigen, ungewöhnlichen und unvergeßlichen Weise. Im Jahre 1851 kam der selige Zellesma als Missionar zu ihm. Die Gegend von Modjo Warno war ein heiliges Land, das kein Javane betrat, also Wildniß. Hier baute sich Zellesma eine Bambushütte, die noch jetzt ein dankbarer Javane unterhält. Ich habe sie auch betreten. Die furchtlosen Gläubigen folgten Zellesma. Bald brachen Streitigkeiten mit dem alttestamentlichen alten Kolen aus, aber die Arbeit ging im Segen

weiter. Im Jahre 1859 starb leider Jellesma und an seine Stelle trat, wie man mir sagte, ein Moderner. Aber wenn ein guter Grund gelegt ist, dann erbaut sich die Gemeinde auch trotz des Personenunterschiedes im Segen weiter; so auch in Modjo Warno. Nach zwei Jahren kam F. Kruit auf die Station. Als ich ihn besuchte, war er ein Mann von 52 Jahren und seit 5 Jahren Witwer. Der älteste Sohn stand seinem Vater als Missionar zur Seite. Auch der zweite Sohn war schon Missionar; bisher in der Minahassa thätig, begann er vor einiger Zeit die neue Mission in Deli (Nordostküste von Sumatra). Der dritte Sohn befand sich noch auf dem Missionsseminar. Glücklicher, gesegneter Vater Kruit!

Die Gemeinde Modjo Warno zählte, als ich dort war, 2000 Seelen, ebenso die Filiale 2000, und diese Zahl ist nicht aus den Heiden, sondern aus den Mohammedanern gewonnen worden. In Modjo Warno allein besuchten 550 Kinder die Schule, von denen die Hälfte der mohammedanischen Religion angehörte. In dieser Zahl sind freilich die Kinder von vier Jahren an mit einbegriffen. Die Schule dieser Jüngsten ist eine Art Kleinkinderschule. Ferner sind in Modjo Warno 14 Lehrer thätig, 1 Oberlehrer als Direktor, 1 voorganger (etwa soviel wie Hilfsprediger), 1 Gemeindefschreiber und 1 Apotheker, während in den Filialen 6 voorgangers und 7 Lehrer angestellt sind. Dieses Personal besteht aus lauter Savaunen und wird zum Teil von der Gemeinde selbst unterhalten.

Auf ein Zeichen, welches morgens mit der Glocke gegeben wird, kommen die Leute aus der nächsten Umgegend

herbei, um sich Medizin zu holen, dieselbe Einrichtung, welche ich auch auf meiner Station Ombolata getroffen hatte. Dann behandelt Vater Krui die vielen Augenkranken, und sein Sohn die anderen, während der Apotheker, welcher die Medizin schon zubereitet hat, Hilfsdienste leistet. Im Jahre 1886 sind auf diese Weise 3480 Kranke behandelt worden, für Medizin wurden 1500 Gulden verausgabt. Es steht jedem Patienten frei, ob er für die Medizin etwas zahlen will, oder nicht. Die Erkenntlichkeit ist aber so groß, daß in dem genannten Jahre 714 Gulden dafür eingingen, den Rest bezahlt die Missionsgesellschaft.

Die Station imponiert auch durch ihre massiven Bauwerke. Ich habe viele Missionsstationen gesehen; außer denen auf Nias und im Bismarckarchipel auch die in den Battalanden, aber wie armselig sind sie alle im Vergleich zu Modjo Warno! Hier sieht man ein großes Wohnhaus von Backsteinen mit Cementverputz, welches fl. 10 000 gekostet hat. Im Schatten zweier mächtiger Maringibäume stehend, welche die Front des Hauses schmücken, hat man eine reizende Aussicht; das Auge schweift über schöne Reisfelder und friedlich gelegene Ortschaften bis hinüber zu dem 7000' hohen Gebirge, auf dem ein gewaltiger Fels turmartig gen Himmel ragt. Neben dem Hause steht die Apotheke, ein einfaches Gebäude, welches die Gemeinde gebaut hat. Dann folgt die aus Backsteinen erbaute schöne Kirche, welche 35 m lang und 20 m breit ist, und 600 Sitzplätze enthält; sie vermag aber etwa 1000 Personen zu fassen. Dieser Bau hat außer dem Material, welches von der Gemeinde geliefert wurde, 25 000 fl. gekostet. Von dieser Summe hat die Gemeinde

in zwölf Jahren die Hälfte aufgebracht. Auf der Station hatten bereits sechs Kirchen gestanden, waren aber eine nach der andern von Termiten zerstört resp. aufgefressen worden. Diesem Schicksal wird die neue Kirche, also die siebente seit der Gründung der Station, nicht anheimfallen. Auf der anderen Seite des Wohnhauses liegt die Schule, ein massives Gebäude, welches außer dem von der Gemeinde gelieferten Material 10 000 fl. gekostet hat. Die Gemeindeglieder brachten von dieser Summe 2000 fl. auf. Ein Voorganger, dem ich zu meiner Freude zuhören durfte, verstand es, den Religionsunterricht in einer Weise zu erteilen, welche jedes Kind in Spannung halten mußte. Die Station vergrößert sich noch fortwährend. Zur Zeit meines Besuches wurde gerade der Bau einer neuen Schule in Angriff genommen. Wenn man alles, was bisher auf dieser Missionsstation geschehen ist, überblickt, dann muß man fröhlich und dankbar bekennen: Der Herr hat Großes in Modjo Warno gethan! Und herzerquickend ist es, daß ihm seine Knechte von Herzen allein die Ehre geben. Ein Missionar kann wohl durch allerlei äußere Mittel einen Haufen Leute zusammenbringen, aber eine lebendige Gemeinde kann nur der Herr schaffen. Als ich Bava verließ, wünschte ich ihm dasselbe, — ja noch mehr —, was ihm ein pensionierter Resident wünschte, welcher einst zu mir sagte: „Solcher Stationen wie Modjo Warno müßten in jedem Residenzbezirk vier sein.“



Hinschlafen und Umgegend.

Am 3. Februar, abends um 6 Uhr ging unsere Isabel wieder in See. Nach einer interessanten Fahrt, auf welcher wir eine lange Reihe von Inseln, größtenteils mit mächtigen vulkanischen Gebirgen bedeckt, passierten, erreichten wir am 11. Febr., an demselben Tag, wo Br. Eich von London abfuhr, bei Tandjang Ram die Nordwest-Ecke von Neu-Guinea. Zunächst fuhren wir parallel mit den steilen Gebirgszügen an der Nordküste hin; nach und nach wurde die Küstengegend immer niedriger, aber in weiter Ferne ragte das Gebirge um so gewaltiger empor. Der Blick über die ungeheuren Länderstrecken war unvergleichlich großartig. Auch der große Ocean zeigte sich uns bei dem stürmischen Wetter, welches wir seit einigen Tagen hatten, in großartiger Aufregung. Auf 135° ö. L. wären wir bei einer Tiefe von 2400 Fuß beinahe auf ein Korallenriff gelaufen, was bei einer Fahrt in einem noch so wenig bekannten Meere keine Seltenheit ist. Der erste Steuermann, welcher hoch oben im Mast scharfe Ausschau hielt, hatte die Gefahr noch rechtzeitig genug bemerkt, so daß wir durch eine plötzliche Schwenkung ausweichen konnten.

Am 14. passierten wir gegen Abend den 141. Meridian, die Grenze zwischen dem holländischen und deutschen Gebiet. Angesichts der schönen Gebirge von Kaiser-Wilhelms-Land

dampften wir an Hasfeldhafen und Konstantinhafen vorbei nach Finschhafen, wo wir am 17. Februar, morgens 8 Uhr die Anker in die Tiefe raffeln ließen. Vielleicht hatte bis dahin noch kein Schiff diese Route gemacht; jetzt fährt alle sechs Wochen ein Schiff diese Linie, da die Schiffsverbindung mit Cooktown aufgehoben ist; unsere Missionsgeschwister nehmen also auch diesen Weg. Zur Zeit meiner Ankunft in Finschhafen hatte die Neu-Guinea-Kompanie in Kaiser-Wilhelms-Land drei Stationen. Die Hauptstation und der Sitz des Landeshauptmanns war Finschhafen, welches $147^{\circ} 50'$ ö. L. und $7^{\circ} 34'$ s. Br. liegt und im November 1885 gegründet wurde. Schon im Dezember desselben Jahres wurde Hasfeldhafen auf $145^{\circ} 9'$ ö. L. und $4^{\circ} 24'$ s. Br. angelegt. Im Juni 1886 kam Konstantinhafen, $145^{\circ} 45'$ ö. L. und $5^{\circ} 30'$ s. Br., hinzu. Sehen wir uns denn zunächst Finschhafen und Umgegend etwas näher an!

Der eigentliche Hafen besteht aus drei hintereinander liegenden Becken, die sich von Norden nach Süden hinter einer schmalen Halbinsel hinziehen. Nur das erste Becken kommt als Hafen in Betracht, weil die Einfahrt in die beiden anderen durch Korallenbänke verhindert ist. Die Station liegt natürlich an dem ersten Becken. In demselben liegt eine kleine Koralleninsel, Madang, auf welcher ich zwei niedliche Wohnhäuschen, eingerichtet für vier Herren, ein Gebäude für Kulis, eine Schmiede und ein Lagerhaus bemerkte. Madang war der Stapelplatz für alle per Schiff angekommenen Güter. Über einen 130 m langen und 1,5 m breiten, künstlichen Damm führt der Weg nach dem Festlande. Etwa 130 Schritt vom Strande erhebt sich $20'$ — $30'$

über dem Meere eine kleine Ebene, welche mehrere hundert Schritt breit und ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde lang ist. Dieses Terrain wurde bei meiner Ankunft und während meines Aufenthaltes in Finschhafen ausgemessen und in eine prachtvolle Karte gebracht für die zukünftige Stadt, was mir ein Kinderpiel zu sein dachte. Vorläufig bestand die Stadt nur aus einem Speisehaus nebst Küchengebäude, zwei schwedischen Wohnhäuschen, einer Baracke für Kulies, einigen Hütten und Zelten, und dem Wohnhause und Bureau des Landeshauptmanns. Das von den Papua verlassene Dorf Suam mit 16 Häusern konnte nicht in Betracht kommen.

Weitans die meisten Europäer und Kulies von Kaiser-Wilhelms-Land wohnten in Finschhafen. Manche fanden wenig zu thun, am allerjüngsten aber stand sich der mit mir angekommene bedauerenswerte „Fischmeister“ aus Europa, welcher selten einen Fisch fing. Ein süddeutsches Ehepaar wurde dagegen in stetiger Thätigkeit gehalten, es hatte nämlich alle Herren und Handwerker zu beköstigen, es war eigens zu diesem Zweck nach Neu-Guinea gesandt worden.

Der Gesundheitszustand unter den Europäern und Kulies war sehr schlecht, was man bei der hohen und trockenen Lage der Ebene, welche sogar tagsüber meistens etwas vom Seewinde bestrichen wird, kaum für möglich halten sollte. Es war allerdings noch sehr wenig Land urbar gemacht worden. Die schwedischen Häuschen waren der Gesundheit auch nicht zuträglich, und in dem Hause des Landeshauptmannes herrschte das Fieber nicht weniger. Ungünstig für die gesundheitlichen Verhältnisse war jedenfalls der Umstand, daß meist von Konserven gelebt und als Trinkwasser nur Regenwasser

benutzt wurde, welches zuweilen lange in den eisernen Behältern stand, bis neuer Regen fiel. Hauptsächlich wird man den Miasmen, die der Landwind des Nachts aus dem unendlichen Urwald mit sich führt, die Schuld beimessen müssen. Bis zu meiner Ankunft hatte man auf Madang, das doch am meisten unter dem Einfluß des Meeres steht, 30% Fieberkranke, im Hause des Landeshauptmanns 60%, und sonst auf der Ebene noch mehr. Am Abend des 8. März sagte mir der Arzt, daß er seit dem 1. März 40 neue Malariafranke habe und 20 andere Kranke. Am 17. Januar war die Frau des Landeshauptmanns gestorben, am 10. März starb auch der erste Beamte, den ich auf Wunsch des Landeshauptmanns beerdigte. Alle gesunden Europäer gaben ihm das letzte Geleite. Es sah damals sehr traurig in Finschhafen aus. Viele Europäer lagen schwer krank danieder unter furchtbarem Erbrechen und großem Durst, ohne rechte Pflege. Es war niemand da, der den Elenden etwas Schmachhaftes kochen konnte. Der liebenswürdige Doktor gab sich viele Mühe und litt mit unter den Entbehrungen seiner Patienten. Auch ich bekam schon am 1. März das Fieber, welches am 3. besonders heftig war, so daß ich infolge von Erbrechen und unfäglichem Durst arg litt. Noch nicht ganz wiederhergestellt mußte ich zwei neben meinem Hause taumelnden Kranken zu Hilfe eilen und sie führen, wohin sie wollten. Einen Herrn fand man bewußtlos am Wege liegen: Alle drei waren mit mir angekommen.

Von eingeführten Tieren sah ich vier Pferde, für welche es jedoch an geeignetem Futter fehlte. Die Schafe, welche man seinerzeit hingeschafft hatte, waren alle zu Grunde ge-

gangen, jedenfalls aus Mangel an dem rechten Futter. Das Rindvieh sah dagegen gut aus, obwohl für eine große Herde die Weide fehlen würde. Am besten gedeihen die Ziegen.

Der Boden ist an und für sich gut, aber leider hat er Korallenuntergrund und hält darum die Feuchtigkeit nicht. In der Regenzeit gedeiht deshalb das Gemüse, in der trockenen nicht. Trotz Kunstgärtner habe ich aus dem Garten kein Gemüse gegessen, nicht einmal eine Banane. Bäume hingegen wachsen gut. Wegen des Korallenuntergrundes fehlt es auch an Wasser auf der Ebene. Nur einen 6 m tiefen Brunnen hatte man gegraben — aus Mangel an Röhren nicht tiefer. Als ich im Oktober zurückkam, grub man ihn tiefer.

Daß an den Bergen wenig Humus zu finden sei, hatten selbst die Optimisten gesagt. Aber der dort oben weggeschwemmte Humus sollte in den Thälern liegen, welche infolgedessen sogar „oft zu fett“ seien. Ich habe mich nach Thälern umgesehen, habe aber in der ganzen Gegend nichts entdeckt, was man im eigentlichen Sinne ein Thal — mit breiter Thalsohle — nennen könnte. Die sogenannten Thäler sind eigentlich nur schluchtenartige, tiefe Einschnitte, welche unten selten mehr Breite haben als der wilde Fluß selbst einnimmt, und wo ein wenig ebenes Land zu sehen ist, da liegt es 10'—30' über dem Niveau des Flusses. Steile, hohe Fluß- und Meeresufer sind eine Eigentümlichkeit eines großen Teiles von Kaiser-Wilhelms-Land.

Der Volksstamm der Papua, welcher die Küste bei Finschhafen bewohnt, heißt Sabim. Ihre Sprache soll je 20—25 Seemeilen nördlich und südlich von Finschhafen an der Küste entlang gesprochen werden. Nach dem Innern zu

werden in den nächsten Dörfern, welche nur $\frac{1}{2}$ —1 Stunde von der Küste entfernt liegen, schon andere Sprachen gesprochen. Die Leute an der Küste nennen diese Inlandbewohner Kai und Saling. Kai heißt Holz und Saling Wald, Gebüsch; die Bedeutung wäre dann wohl Waldbewohner. Die Beamten kannten damals die Sprache, die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen noch sehr wenig, und das ist nicht zu verwundern, denn sie fanden bei ihrer Ankunft keine Leute an der Küste vor, die ihnen als Vermittler hätten dienen können, wie dies z. B. im Indischen Archipel mit den Malaien der Fall war. Ohne Brücke standen sie einem unbekanntem, mißtrauischen Volk gegenüber. Aber anstatt daß eine Annäherung herbeigeführt wurde, wuchs die Entfremdung immer mehr, so daß sich zur Zeit meiner Ankunft selten Eingeborene auf der Station sehen ließen; ja die Nahwohnenden verließen in immer größerer Zahl ihre Dörfer und zogen nach entfernteren Orten. Vor meiner Ankunft war die Spannung sogar einmal so groß gewesen, daß die Bewohner bei Finschhafen Leute aus der Ferne gedungen hatten, um die Weißen zu vernichten. Glücklicherweise verriet ein Junge am Tage vor der Nacht, in welcher der Überfall geschehen sollte, den Plan; dazu kam, daß noch an demselben Tage ein Dampfer eintraf, weshalb der Überfall nicht gewagt wurde, und die Beamten alles wieder in Ordnung bringen konnten. Es ist schwer, die Eingeborenen richtig zu behandeln. Anfangs giebt man reichlich Geschenke, um die Leute zu gewinnen, hat man sich aber im Lande festgesetzt und Grund und Boden erworben, dann läßt die Freigebigkeit nach. Die Eingeborenen kommen

nicht mehr zu den Weißen, weil sie ihre Vorteile mehr und mehr schwinden sehen. Wie sehr übrigens diese Leute an ihrem Lande hängen, habe ich einmal Gelegenheit gehabt, zu beobachten. Missionar Flierl von der Neuendettelsauer Mission war gerade bei mir, als ein Mann aus Simbang kam, um mir einen Kopfschmuck aus Kasuarfedern zu verkaufen. Dabei erzählte er, daß er früher auf Madang gewohnt habe, und daß dies Land, auf dem das Haus stehe, sein Ackerland gewesen sei. Wehmutsvoll betrachtete er sein früheres Land, das Land seiner Väter, und seine Augen wurden dabei so naß, daß er sich die Thränen abwischen mußte. Solche unkultivierte Leute haben nicht viel, aber sie haben gewisse Dinge, die ihnen heilig und teuer sind, und wenn ihnen die genommen werden, dann können sie viel schlechter darüber hinwegkommen, wie kultivierte Menschen. Mit wie vielen Erinnerungen mag wohl dieser Mann an diesem Grund und Boden, den er von seinen Vätern geerbt hatte, gehangen haben! Jetzt war er, vertrieben von seinem Lande, ein Fremdling in Simbang. Ich konnte mitfühlen und mußte Mitleid mit ihm haben. Später hörte ich einmal, ohne daß ich von dieser Sache gesprochen hatte, sagen: „Dieser Schurke! Erst verkaufte er uns sein Haus und Land, und ein par Wochen nachher kam er mit Thränen in den Augen wieder zu uns und wollte sein Land wieder zurück haben.“ Man sieht daraus, wie schwer es ihm geworden ist, sein Heim zu verlassen. Daß es sich um einen Verkauf handele, konnte ihm niemand klar machen. Wenn auch die meisten Papua Schurken sein mögen, so war dies meines Erachtens doch kein Schurkenstreich.

„Warum sollen wir uns mit den Eingeborenen befassen, wenn man sie nicht zur Arbeit heranziehen kann?“ So und ähnlich hörte ich oft jagen. Als die Niederländer in den Jahren 1839 und 1840 das Fort auf dem Hili Hati auf Nias bauten, zwangen sie die benachbarten Häuptlinge, ihr Volk gegen Bezahlung zur Arbeit zu schicken. Das thaten die Deutschen nicht; sie suchten vielmehr die Papua ohne Zwang zur Arbeit heranzuziehen. Die Leute kamen anfänglich auch und arbeiteten, zogen sich jedoch mehr und mehr zurück, bis sie sich schließlich gar nicht mehr sehen ließen. Und warum das? Nun ganz einfach: Die Papua waren gewöhnt, nur für ihre Leibesbedürfnisse zu sorgen, und diese sind sehr gering, und wie sie dieselben früher zu befriedigen suchten, so wollen sie das auch ferner ungestört thun. Beile und Messer kannten sie bis zur Ankunft der Deutschen nicht; ihren Nutzen sahen sie aber alsbald ein, weshalb sie sich durch Arbeit in ihren Besitz zu setzen suchten. Sobald dies aber geschehen war, fühlten sie kein sonderliches Bedürfnis mehr, das sie hätte bewegen können, als Kulis zu arbeiten. Aus einem geborenen Faulenzer kann man eben nicht ohne weiteres einen strebsamen Mann machen.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft besuchte ich die beiden Neuendettelsauer Brüder, welche schon einige Zeit im Lande waren. Joh. Flierl I, welcher bereits zehn Jahre unter den Australnegern in Südaustralien gearbeitet hatte, war am 12. Juli 1886 in Finschhafen gelandet. Sein Kollege Tremel war Ende September aus Deutschland bei ihm eingetroffen. Die Zeit seines Alleinseins hatte Flierl benutzt, um einen geeigneten Platz zur Anlage einer Station

zu suchen. Eine Reise nach Konstantinshafen und Hasfeldshafen war erfolglos. So wählte er denn für seine Station das Dörfchen Simbang an der Mündung des Bubi in der tiefen trichterförmigen Langemaßbucht, eine Stunde von Finschhafen. Nach seiner Meinung wohnen um die ganze Bucht herum nur ca. 250 Menschen. Einige Tage nach der Ankunft des Missionars Tremel siedelten beide nach Simbang über, schlugen ihr australisches Zelt unter einem Baume auf und begannen mit Hilfe der spitzbüßischen Eingeborenen den Bau eines Wohnhauses, wie ich sonst noch nie eins sah. Sie vertauschten so bald wie möglich ihr Zelt mit einer noch unfertigen Stube, in welcher sie sich fühlten wie in einem Palast, obwohl weder ein Tisch noch ein Stuhl darin stand. Als ich dort war, beschäftigten sie sich mit dem Plane, als zweite Station die Erethininseln, bei den Eingeborenen Tami genannt, zu besetzen.*) Sie meinten, diese Station würde als Gesundheitsstation dienen können. Es wohnten dort ungefähr 250 Seelen, welche zwar eine andere Sprache redeten, aber auch die Sabimsprache verstanden. Zweimal sah ich Tamiinjulaner mit ihren Zweimastfahrzeugen — zwei Masten nebeneinander — in Finschhafen. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag und kühne Seefahrer.

Weil sich die Neuenhüttener Missionare unweit Finschhafen niedergelassen hatten, sah ich von dieser ganzen Gegend für unsere Mission von vornherein ab. Eine Instruktion, welche mir über die Wünsche meiner Vorgesetzten näheren Aufschluß gegeben hätte, hatte ich noch nicht empfangen. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als nach eigenem

*) Was auch bereits geschehen ist.

Gutdünken zu handeln. Ich stellte mich gleich nach meiner Ankunft in Finschhafen Sr. Exc. dem Herrn Landeshauptmann vor, der mich sehr freundlich empfing, obwohl er über mich von Berlin aus noch nichts wußte, aber die Erlaubnis zur Mitreise war eine Empfehlung. Ich reichte ein Gesuch ein, um die Erlaubnis zu erlangen, die Gegend von Konstantinhafen und Hatsfeldhafen zu meinem Zwecke untersuchen und auf den Stationen wohnen zu dürfen. Ebenso bat ich um Gewährung der Vorteile, welche die Beamten beim Einkauf von Proviant u. s. w. genießen. Dann fragte ich um Passage nach Konstantinhafen bei der nächsten Gelegenheit, ebenso zur Mitreise den Kaiserin-Augusta-Fluß hinauf. Was ich zunächst bedurfte, wurde mir alles gewährt.



Unter „zufriedenen“ Wilden.

Am 15. März, nachmittags 3 Uhr fuhr ich mit dem kleinen Dampfer „Samoa“ (Kapitän Sechstroh) von Finshafen ab. Nach Norden dampfend — die Fahrt ging nach Konstantin- und Friedrich-Wilhelm-Hafen — sah ich zur Linken das wunderbare Terrassenland, welches ich schon von der „Isabel“ aus angestaunt hatte. Man meint unwillkürlich, diese Terrassen könnten nur durch Menschenhand so exakt aufgeführt worden sein, wir haben es jedoch mit natürlicher Korallenbildung zu thun.

Mit Tagesanbruch verließ ich meine Kajüte, um mich dem Genuße einer herrlichen Aussicht auf die Alpen von Kaiser-Wilhelms-Land hinzugeben. Die gewaltige Gebirgsmasse war in blauen Dunst gehüllt, nirgends eine Spur von Wolken. Die Sonne stieg majestätisch herauf aus den Tiefen des Meeres, und bald zeigte sich ihre Kraft auf hoher Alp. So sah ich zum zweiten Male das Riesengebirge in all seiner Pracht vor mir liegen. Hin und wieder wurde auch das Bismarckgebirge, in seiner furchtbaren Höhe über das Finisterregebirge emporragend, sichtbar.

Ein meist schmales, mit Hochwald bestandenes Vorland zieht sich in der ganzen Länge des Finisterregebirges am Strande entlang; nur südlich von Konstantinhafen liegt eine etwas breitere Ebene. An dieses Vorland schließen sich die

Ausläufer des Gebirges an. Alle Mulden und Thälchen derselben sind mit Holz bewachsen, z. T. auch noch die ersten Berge, während die höheren Teile Niedgras zeigen. Der ganze Strich ist bewohnt, das jagte uns der an vielen Stellen aufsteigende Rauch, welcher von dem bei der Herstellung der neuen Felder stattfindenden Brennen herrührte. Hinter diesen Vorbergen steigt das ganz bewaldete Gebirge steil in die Höhe, ein Gebirgszug erhebt sich hinter dem anderen, je weiter landeinwärts, um so höher. Auf meiner Reise nach Finschhafen konnte ich fünf solche hintereinander liegende Gebirgszüge unterscheiden. Ein eigentliches Thal ist vom Schiffe aus auf der ganzen Strecke nicht zu sehen, sondern nur schmale, z. T. senkrechte Einschnitte, deren wild zerrissene Felswände auf schauerlich-schöne Naturgebilde im Hochgebirge schließen lassen. Blendend weiße Felswände schimmerten aus einer Höhe von 6000'—8000' zu uns herüber. In gleicher Höhe bemerkten wir auch drei Riesengewässerfälle. Der Reisende wird ohne Zweifel Tausende von Wasserfällen in diesem Gebirge finden, da man aus der ganzen Gebirgsformation auf ein starkes Gefälle der Wasserläufe schließen darf.

Mit Anbruch der Nacht des 16. März fiel unser Anker in der kleinen Bucht bei Konstantinshafen, aber nur, um am nächsten Morgen wieder gelichtet zu werden, denn unser eigentliches Ziel war Friedrich-Wilhelm-Hafen, von wo der Kapitän Mangrove nach Finschhafen bringen sollte. Um 7 Uhr verließen wir unseren Ankerplatz und langten schon um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr vormittags an dem Orte unserer Bestimmung an. Nördlich an den Friedrich-Wilhelm-Hafen grenzt der

Prinz Heinrich-Hafen. Beide Häfen werden durch eine damals noch unbekannte Menge von Inseln und Halbinseln gebildet, welche Michelso Maclay „den Archipel der zufriedenen Menschen“ genannt hat. Die Umgegend zeigt sehr viel Mangrove, meist schöne Stämme. Da das Holz fest und sehr schwer ist, so eignet es sich gut für den Unterbau von Gebäuden. Als wir noch in Fahrt waren, sahen wir schon überall die Kanoes der „friedlichen Wilden“ am Rande des Dickichts dahinschießen. Nachdem unsere Samoa vor Anker gegangen war, kamen 20 — am nächsten Morgen waren es gar 30 — Kanoes heran. In jedem saßen 2—8 Eingeborene. Die Leute wollten Handel treiben.

Ein Herr von der wissenschaftlichen Expedition Dr. H. und ich beschlossen, das große Dorf auf der Fischelinsel aufzusuchen. Mir schien diese Insel der geeignete Ort für eine Missionsstation zu sein. Nach vielen Bemühungen gelang es uns endlich, ein Kanoe mit drei Mann für unseren Zweck zu bekommen; das Ding war so klein, daß es kaum über Wasser blieb, als wir hineingestiegen waren. Die drei zufriedenen Wilden hielten es aber für besser, uns nicht nach dem Dorf, sondern nach der Götzeinsel zu bringen in ein Dörfchen, welches nur aus drei Hütten bestand. Das war offenbar ihr Wohnort. Irgend anders wohin wollten uns die Leute nicht fahren. Dr. H. photographierte die drei Hütten, vor denen ich mit den drei Männern Stellung genommen hatte. Das gelungene Bild konnte uns allerdings nicht gut für die mißlungene Fahrt entschädigen. Auf der Rückfahrt kamen wir an der Ostseite der gut bevölkerten Eichstädt-Insel vorüber. Die Inseln, auf denen die Kokos-

palme prächtig gedeiht, ragen meist mehrere Meter über das Niveau des Meeres hervor.

Da auf den Inseln und augenscheinlich auch auf dem nahen Gebirge viele Menschen wohnten, so empfahl es sich, hier eine Missionsstation anzulegen. Ich schrieb damals: „Es wehen dort vorwiegend Seewinde. Die vom Lande herkommende und mit Miasmen geschwängerte Luft wird durch den Einfluß des Meeres erträglicher. Der Missionar ist freilich nicht dazu da, seiner Gesundheit zu leben, sondern er muß unter das Volk und wohnt daher am besten in seiner Nähe, um dasselbe stetig beeinflussen zu können, aber das gesundheitliche Moment ist doch auch von großer Bedeutung. Die Aussicht ist herrlich, der Verkehr leicht zu bewerkstelligen. Mit einem leichten papuanischen Kanoe oder einer kleinen Schaluppe kann der Missionar über die stillen Buchten fahren nach den Inseln und Halbinseln und nach dem Festlande, um den „zufriedenen“ Wilden die frohe Botschaft zu bringen, die allein wahrhaft „zufriedene Menschen“ macht. In der That ein schönes Arbeitsfeld, so daß man wieder jung werden möchte, um dort zu arbeiten.“ Unsere zweite Station ist denn auch dort gegründet worden, und zwar auf der Insel Siar.

Als wir am 18. März an Bilibili vorbeifuhren, ertönte die Tritonmuschel. Wir gaben daher unsere Absicht, das Dorf von der Innenseite anzusehen, auf und dampften weiter. Zu unserer freudigen Überraschung kam der Dampfer „Ottilie“ von Norden her in Sicht. Unter den Herren, welche sich an Bord befanden, war auch der Direktor des Bismarck-Archipels, Herr Weißer, welcher schon im August des Jahres starb. Eine halbe Stunde nach uns warf die „Ottilie“

Anker in Konstantinshafen. Am 21. März ging sie schon wieder in See, um die Herren nach dem fünf Seemeilen entfernten Bogadjim und dem zehn Seemeilen entfernten Bilibili zu bringen. Der Kapitän Rasch gewährte mir die Mitreise. Wir landeten am südlichen Ende des Dorfes. Beim Herannahen des Schiffes waren viele Frauen und Mädchen herausgekommen, und da auch nur einzelne Männer Speere trugen, so durften wir sicher sein, daß die Leute friedlich gesinnt waren.

Am Strande war quer über den Weg, welcher ins Dorf führte, ein langes spanisches Rohr gespannt, an welchem drei Körbe hingen zur Erinnerung an Geschenke, welche Freunde aus einem anderen Dorfe gespendet hatten. Ich war erstaunt über die Größe des Dorfes. Es war meine erste Sorge, die Häuser zu zählen, was bei den Dörfern in Kaiser-Wilhelms-Land wahrlich nicht leicht ist. Ich zählte 172 Häuser. „Die Frauen sind die Friedensboten und Friedenszeichen“, sagten die Herren, „sind die da, dann sind die Eingeborenen friedlich gesinnt; hat man sie gewonnen, dann hat man auch die Männer auf seiner Seite.“ Die jungen Frauen und Mädchen machten einen netten Eindruck. Während der Botaniker Dr. H. allein seines Weges ging und die drei anderen Herren, von einigen Kulis begleitet, mit Hacke und Spaten in den Wald zogen, um das Land zwecks Plantagenbau zu untersuchen, sah ich mir mit dem Kapitän das Dorf genauer an.

Nach dem Mittagessen brachte uns die Otilie nach Bilibili. Wir hörten kein Muschelsignal, wie drei Tage vorher. Noch ehe wir vor dem Dorf ankerten, waren sie

mit ihren Kanoes da; fast in jedem saßen junge, kräftige Frauen, welche übrigens hier sehr wortreich waren und über ihre Männer weidlich räsionnierten; sie suchten ihren Willen durchzusetzen, und — es gelang ihnen, denn sie hatten hier in Wirklichkeit das Ruder in Händen, und brachten ihre Männer dahin, wohin sie wollten.



Allerlei Merkwürdiges aus Konstantinopel.

Eine Übersicht von Konstantinopel zu geben ist nicht schwer. Hier ist sie: Zwei Wohnhäuser, ein großer Schuppen für Kulis und Geräte, ein kleines Häuschen für die Savenen und ein Gefängnis, etwas über einen Klasten lang und breit. Als im Vorjahre unerwartet ein Gefangener von Finschhafen angekommen war, hatte man dieses Gefängnis in vier Tagen aufgeschlagen. Drei Monate lang hauste der Gefangene darin. Als es frei wurde, zog der Geologe Dr. Sch. in dasselbe ein. Ich war froh, daß er am 18. März nach Finschhafen fuhr, und hielt alsbald meinen Einzug in das „Gefängnis.“ Das Häuschen hatte — echt gefängnißmäßig — zwei kleine hohe Fensterlöcher mit Gitterstäben. Ein Stück von einem alten Kaffeesacke diente mir nicht nur als Fenstervorhang gegen die Sonne, sondern auch als Schutzdecke gegen den Regen, bald vor dem einen, bald vor dem andern Fenster; der Wind hätte sonst den Regen durch das ganze Gefängnis gejagt. Sonst pflegen die Gefängnisse ihren Insassen nicht gerade einen freien Blick in die Ferne zu gestatten; in meinem Gefängnis jedoch konnte ich durch die breiten Ritzen der arg zusammengeschrumpften Bretter nach allen Himmelsrichtungen sehen; der Regen floß freilich auch dermaßen herein, daß ich meine Kleider schnell vom Nagel nehmen mußte. Im übrigen fühlte ich mich in meiner

seltamen Behausung wohl. Anfangs April fand ich Unterkommen in dem einen der beiden obengenannten Wohnhäuser, dem sogenannten Cooktownhäuschen. Hier wurde es mir aber in der Mittagshitze unter dem Zinddache so heiß, daß ich in den Urwald ging und Schmetterlinge fing. Es ist begreiflich, daß ich beim Anblick des Zinddaches oft wehmütig an meine Gefängniszeit zurückdachte.

In der hintersten Ecke der Bucht, welche den eigentlichen Hafen von Konstantinhafen — so genannt nach dem russischen Großfürsten Konstantin — bildet, 350 Meter von der Station entfernt, fand sich eine Tafel mit der Inschrift: „Vitiaz, Miclucho Maclay 8. (20.) Sept. 1871 — 7. (19.) Dez. 1872 I. Zoum Roud“. Hier hatte der Russe Miclucho Maclay 15 Monate mit seiner Kolonie neben einem Bächlein gewohnt. Die Vitiaz hatte ihn hingebacht und Zoum Roud hatte ihn wieder weggeholt. In den Jahren 1877 und 1878 ist er nochmals dort gewesen, hat aber damals neben dem Dorfe Bongu gewohnt. Der Fußpfad von dem Dorf nach seinen Hütten heißt heute noch der Maclay gom, Weg des Maclay. Anfangs hatte er aus Furcht vor den Eingeborenen einen Kranz von kleinen Minen rings um seine Wohnung angelegt, die er vermittelst einer von seinem Hause ausgehenden Zündschnur explodieren ließ, wenn sich die Eingeborenen in feindlicher Absicht näherten. Kein Wunder, daß sie den fremden Mann für ein höheres Wesen hielten. Er wußte sie aber durch Freundlichkeit für sich zu gewinnen, sodaß er später in gutem Frieden mit ihnen lebte, leider — wie manche andere Weiße auch — zu intim; er stand übrigens noch in gutem Andenken

bei ihnen. Die ersten Deutschen, welche die Station in Konstantinshafen gründeten, gaben sich für Gesandte und „Brüder“ des Maclay aus, um freundliche Aufnahme zu finden.

Kein deutscher Unterthan sein und dennoch die Geschäfte eines deutschen Standesbeamten führen, das ist ein seltsam Ding. Der Stationsvorsteher, welcher zu meiner Zeit in Konstantinshafen war, hatte das Vergnügen, diese Stelle zu bekleiden, obwohl er ein Flüchtling aus Russisch-Polen war. Der Mann schweifte schon 18 Jahre lang in der Südsee umher. Er hatte eine Halbeuropäerin aus den Karolinen zur Frau, eine gute Person, und von ihr ein blauäugiges, blondes, liebliches Töchterchen. Sein noch heidnischer Schwager war auch in Konstantinshafen, ein fleißiger Jüngling, der die Stelle eines Arbeitsaufsehers inne hatte. Unter den Kutis, welche auf der Station waren, befand sich auch derjenige, den Dr. Finisch seinerzeit mit nach Australien und Deutschland genommen hatte. Der arme Mensch hatte auf seinen Reisen viel Schlechtes gesehen und war — jedenfalls infolgedessen — der Schlechteste von allen. Mit dem seltsamen Stationsvorsteher besuchte ich die Dörfer Gumbu (43 Häuser), Korendu (20 Häuser) und Bongu (105 Häuser, wegen der auffallend wenigen Kinder das kinderlose Dorf genannt).

Am 30. März gelang es mir, mit der Ottilie eine Fahrt nach Male, welches zwischen Bongu und Bogadjim liegt, zu machen (44 Häuser). Es war für mich höchst interessant zu sehen, als die Frauen am Nachmittage aus den Feldern kamen und hatten nicht nur einen Netzsack mit Knollengewächsen auf dem Rücken (der Sack war um die

Stirn befestigt), sondern daneben auch in einem andern Saß die kleinen Kinder.

Von einem Ausflug, den ich am 5. April auf die umliegenden Berge von Konstantinhafen aus unternahm, kehrte ich sehr müde zurück, aber ich war sehr froh, daß ich mich dieser Anstrengung unterzogen hatte, denn jetzt wußte ich, daß das Bergland um der geringen Bevölkerung willen kein geeignetes Gebiet für die Missionsarbeit ist.

Aus einer Tour nach Sambomba (nördlich von Bilibili) wurde nichts, weil sich keiner von den Bongulenteu willig zeigte, mich dorthin zu bringen. Viel Zeit hätte ich freilich auf diese Fahrt nicht verwenden können, denn Br. Eich konnte jede Stunde eintreffen. Am 22. April kam auch ein Schiff in Sicht, aber es war unsere Ottilie. Hatte sie Bruder Eich auch nicht an Bord, so brachte sie doch die Post mit. Das war eine große Freude für mich. Br. Eich schrieb mir von Finschhafen aus, daß er in etwa 8 Tagen bei mir eintreffen werde. Auch erhielt ich einen Brief von Herrn Inspektor von Nohden, der nach Nias gerichtet war, und in welchem er mir mittheilte, daß sie nicht wüßten, wie sie mich nach Kaiser-Wilhelms-Land bringen sollten. „Vielleicht schicken wir noch ein Telegramm an Sie ab“, hieß es zum Schluß. Dies war das Telegramm, welches ich seinerzeit in Padang erhalten hatte. Da ich schon über zwei Monate in Neu-Guinea war, so machte mir die ganze Sache viel Spaß. Die Instruktion empfing ich jetzt durch Br. Eich, und ich freute mich, daß ich ohne Instruktion dennoch der Instruktion gemäß gehandelt hatte. Überglücklich, besonders auch durch die guten Nachrichten, welche ich nach langem Harren von Frau und Kindern bekam

— selbst ein Porträt meiner lieben Frau fehlte nicht —, und dankbar gegen Gott kehrte ich vom Schiffe zurück.

Es war dafür gesorgt, daß mich die Langeweile nicht beßlich. Hatte ich mich doch mit den mancherlei Sprachen zu befassen, welche in der Astrolabe — so heißt die ganze Küstenstrecke, an der Bogadjim, Hatsfeldhafen, die Inseln „der zufriedenen Menschen“ u. liegen — gesprochen werden, besonders mit derjenigen in den nächsten drei Dörfern. Von einem der Herren gelang es mir, eine kleine Anzahl Wörter zu erhalten, für die Gewinnung der andern mußte ich selbst sorgen. In erster Linie handelte es sich für mich darum, Worte kennen zu lernen, welche mich in den Stand setzten, allerlei zu fragen, denn ich hatte unendlich viele Fragen. Obwohl ich mir nun etwa 280 Wörter aneignete, so war es mir doch nicht möglich, ein Fragewort zu erhaschen. Die Erforschung der Sprachen wurde mir besonders dadurch erschwert, daß sich die Eingeborenen den Europäern accommodierten und allerlei Fremdwörter gebrauchten, besonders englische. So bedienten sie sich uns gegenüber z. B. stets des englischen sleep (schlafen), das sie von Maclay und seinen Leuten gelernt hatten, und legten dabei öfters den Kopf auf die flache Hand. Ihr Kanoe nannten sie gewöhnlich Corvet. Ich mußte lachen, wenn sie von einer Bongu- oder Bilibili-Korvette oder andern einheimischen Korvetten sprachen. Auch russische Wörter liefen mit unter. Sehr gute Dienste leistete mir die Zeichensprache, welche ich übrigens erst in Konstantinhafen von den Papua recht lernte.



Ernstes und Heiteres aus Hakfeldhafen.

Land und Leute. Der Gefangene. Bewahrt vor Mörderhand.
Eine Sauzatz auf See. Der Krokodilfang. Ein Unschuldiger.

In der Morgenfrühe des 13. Mai kam endlich die längst erwartete Isabel. Kaum war ich mit dem Stationsvorsteher an Bord gefahren, als mir ein gelblicher, bärtiger Mann entgegenkam. Auf meine Frage, ob Herr Missionar Eich an Bord sei, gab er mir die überraschende Antwort: „Der bin ich.“ Ich hatte also meinen alten Freund und Studiengenossen nicht wiedererkannt. Um so herzlicher umarmten wir uns: „Wer hätte das gedacht, als wir uns 1871 trennten, daß wir uns 1887 hier wieder treffen würden!“ Br. Eich hatte ebenso wie ich in Finischhafen bald Fieber bekommen und war noch nicht ganz wieder hergestellt. Außer ihm war noch Se. Excellenz der Landeshauptmann mit seinen vier Kindern u. s. w. an Bord.

Nach einer Besichtigung der Station seitens des Herrn Landeshauptmanns fuhren wir um 12 Uhr mittags zunächst nach Kap Juno, wo sich die wissenschaftliche Expedition seit dem 1. April aufhielt. Die Herren hatten auch in der dortigen Gegend eine dichte Bevölkerung auf kleinen Sprachgebieten gefunden. Besonders war die Rede von einem großen Dorf südlich vom Kap Croiselles, in welchem man

ein kräftiges, wohlgenährtes, geschmücktes Handelsvolk angetroffen hatte. Es hieß: was Bilibili für die Astrolabe sei, das bedeuete dieses Dorf für die dortige Gegend.*)

Se. Excellenz auf der Kommandobrücke und der Kapitän im Mast, fuhren wir nahe an der Küste entlang. In der Nähe von Kap Croiselles, welches etwa zehn Seemeilen von der Dampier-Insel entfernt ist, sahen wir drei kleine Inseln mit Palmbüschen — also wahrscheinlich bewohnt — und mehrere in Palmbüschen liegende Stranddörfer, welche mir für die Anlage einer Missionsstation geeignet schienen. Wir fuhren in eine Bai hinein, um dort über Nacht zu bleiben. Während der Landeshauptmann mit einigen Herren einen vergeblichen Versuch machte, in ein Dorf zu gelangen, kamen einige Leute vom nahen Strande in ihren Kanoes herbei, wagten sich aber nicht bis an unser Schiff heran. Possierlich war es zu sehen, wie ein Mann mit zwei Kokosnüssen in der Hand auf einem Baumast herangeschwommen kam und dann, nur den Kopf über Wasser haltend, ein paar Stunden lang in unserer Nähe liegen blieb — auch eine Art Korvette.

Am nächsten Morgen fanden wir an dem Strande einer etwa zwei Wegstunden entfernten Bai mehrere große und kleine starkbevölkerte Dörfer. Hier könnten zwei Missionsstationen mit je einem Missionar, unweit voneinander angelegt werden.**)

An das Vorland schließt

*) Die ganze Gegend ist im Jahre 1889 durch eine Ruhrepidemie beinahe ausgestorben.

***) Hier sind die Missionare Scheidt und Bösch im Mai 1891 ermordet worden.

sich eine anmutige Hügellandschaft mit Niedgraswuchs an, welcher für die Gesundheit zuträglicher ist wie Urwald. Es währte nicht lange, so lagen 34 Kanoes, darunter mehrere mit 8—12 schönen, kräftig gebauten Leuten, in der Nähe unseres Dampfers. Nirgends sah ich so schöne Arbeiten wie hier. An einem Kanoe war der Rumpf mit der prachtvollsten Schnitzerei bedeckt. Ebenso bemerkte ich schön geschnitzte Götzen, prächtige Fischkörbe und einen schönen, geflochtenen, länglichen Schild. Auf der weiteren Fahrt ereignete sich ein kleines Intermezzo, welches mir viel Vergnügen machte. Einige Eingeborene wollten uns von ihrem Kanoe aus Kokosnüsse zuwerfen. Das leichte Fahrzeug schlug um, die Leute fielen ins Wasser, die Ausleger über sie her, aber die geübten Schwimmer wandten im Nu ihr Kanoe und kletterten, als wenn nichts passiert wäre, wieder hinein.

Am Sonntag den 15. Mai, vormittags 11 Uhr gingen wir in Hasfeldhafen vor Anker. Die Neu-Guinea-Kompanie hatte ursprünglich die Anlage der Station Hasfeldhafen gar nicht beabsichtigt. Da sich aber die von Dr. Finckh in Dallmannhafen angegebene Stelle bei näherer Untersuchung zur Anlage einer Station nicht eignete, war die Wahl auf die kleine Insel Tschirimotich bei Hasfeldhafen gefallen. Obwohl diese Insel in gesundheitlicher Beziehung günstiger war, wie das Festland, auch mehr Schutz gegen die Eingeborenen bot, so hatte man sich doch schließlich für das Festland entschieden, weil man sich auf jenes kleine Inselchen nicht beschränken konnte.

Schön kann ich die Gegend von Hasfeldhafen nicht nennen. Hinter einem $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunde breiten, buchtenreichen

und meist bewaldeten Vorland zieht sich ein sehr steiles, bis zu 1200' hohes Gebirge hin, das jegliche Aussicht ins Innere verhindert. Die monotone Landschaft wird nur etwas inter-



† Missionar Scheidt.

essanter durch die ungefähr 5000' hohe thätige Vulkaninsel, welche 20 Seemeilen in n.-n.-w. Richtung von Satzfeldhafen liegt. Am Tage sieht man zwei Rauchfäulen auf-

steigen, während des Nachts nicht nur der Feuerschein über dem Krater, sondern auch der Lava-Ausfluß sehr häufig sichtbar wird.



† Missionar Bösch.

Es wunderte mich, daß hier hauptsächlich das weibliche Geschlecht auf die Station kam, während sich dasselbe in Konstantinshafen nicht sehen ließ. Am 19. Mai kamen sechs

kleine Mädchen, nebst einer Frau mit einem kleinen Kinde aus Dugumor zu uns. Die Kleinen waren sehr zutraulich und konnten erstaunlich schwatzen. Neu war mir, daß meist mehrere zusammen erzählten, wie im Chor. Dugumor hat etwa 40—50 Häuser.

Weil viele Leute aus Bilau bei uns gewesen waren und Geschenke erhalten hatten, so fuhr der Stationsvorsteher und Zimmermann am 5. Juni mit uns dorthin. Keiner von uns wußte, wo das Dorf lag. Auf der Westseite der Bai, an welcher Dugumor liegt, sahen wir einen großen Kokospalmenbusch; wir meinten, das müsse Bilau sein, und fuhren darauf los. Die Leute, welche wir aus der Ferne am Strande sitzen sahen, wurden unruhig, als wir uns näherten. Andere kamen mit Waffen aus dem Busch und verschwanden bald wieder, nur wenige hielten stand. Wir fragten sie nach Bilau, erhielten aber zur Antwort, daß wir hier bei Aitebal seien, Bilau liege weiter westlich. Wir fanden denn auch bald Bilau (45 Häuser), nur 60 Schritt von Aitebal (35 Häuser) entfernt, und durch eine kleine Halbinsel von demselben getrennt; das Dörfchen Nambar, etwas nördlich, zählte sieben Häuser. Wir landeten bei Bilau und wurden sehr freundlich empfangen. Die Leute ergriffen unsere Hände und führten uns in ihr Dorf und in die hinter demselben liegenden Felder, in denen sich eine Menge weißer Kakadu und bunter Papageien aufhielt. Bei der Rückkehr trug mich einer auf seinem Rücken ins Boot. Die Folge war, daß ich tags darauf meinen neuen Rock waschen mußte. Wir besuchten noch das Dörfchen Dalua (19 Hütten). Auch hier wurden wir auf das Freundlichste aufgenommen. Über die

Naivität und Zutraulichkeit der Mädchen und Frauen hatte ich mich schon in Hatsfeldhafen und in den sieben besuchten drei Dörfern gewundert, was ich aber in Dalua sah, übertraf alles bis dahin Erlebte. Doch ich übergehe es. Gleich bei unserer Ankunft erschienen mehrere junge Frauen mit Kokosnußschalen, um Perlen darin zu empfangen; leider hatten wir weder Perlen noch Zeug, da wir alles Mitgebrachte bereits verschenkt hatten; deshalb zerrissen wir mein buntes Taschentuch in schmale Streifen, um ihnen doch etwas schenken zu können.

Eines Abends wurde auf der verlassenen Insel Tschirimoisch ein Haufen Holz angezündet, jedenfalls von Leuten aus Dugumor. Dafür sollte ein Mann von dort festgenommen werden. Der arme Schelm, dem dies Los fiel, war ein angesehenener Mann, welcher nichts ahnend auf die Station gekommen war, um Fische zu verkaufen. Er wurde mit einer Handschelle an einen Pfosten gebunden und unter die Obhut von zwei Kulis gestellt. Die nächste Folge dieser Gefangennahme war die, daß wir anfangen, des Nachts zu wachen, je ein Europäer mit zwei Savanen. Mein Kollege wurde wegen seines leidenden Zustandes nicht mit herangezogen. Als am nächsten Morgen die Leute aus Dugumor um 7 Uhr, wie gewöhnlich, herauskamen, um nach ihren auf den Riffen niedergelassenen Fischkörben zu sehen, wurde der Gefangene auf die Veranda des Haupthauses gebracht. Von hier aus rief er mit gewaltiger Stimme seinen Dorfgesossen zu. Es kamen denn auch alsbald mehrere in ihren Kanoes heran, jedoch nicht bis ans Land. Der Gefangene sagte ihnen, daß die Weißen drei Schweine als Lösegeld resp. als

Strafgeld für die Anzündung des Holzstoßes forderten. Einer der Eingeborenen brachte ein weißes Huhn, das früher den Herren auf der Insel gestohlen worden war; was war das für ein Necken und Strecken, bis man endlich von dem äußersten Ende der Landungsbrücke aus das Tier aus den Händen des schüchternen Mannes in Empfang nehmen konnte! Einige Kanoes fuhren dann wieder zurück nach Hause, um das Geschehene zu berichten und die verlangten Schweine zu bringen. Ein alter Mann blieb mit seinem Kanoe in der Nähe als Wachtposten liegen, sprach noch viel von da aus mit dem Gefangenen und sang schließlich ein Trauerlied. Nach etwa einer Stunde ertönte die Tritonmuschel, und bald sahen wir eine Anzahl Leute, von denen zwei ein Schwein an einer Tragstange trugen, während ein dritter je und dann auf der Muschel blies. Sie meinten, die Beamten würden mit einem Schwein zufrieden sein. Aber auch in Neu-Guinea darf man die Rechnung nicht ohne den Wirt machen. Sieben kräftige junge Leute kamen herauf, um zu sehen, wie ihr Mitbürger, vielleicht war es der Häuptling, mit eisernen Banden geschlossen an einem Pfosten hockte. Einer that, als weine er und strich sich mit der flachen Hand über das Gesicht, der Gefangene aber weinte wirklich. Die anderen gingen dann schnell nach Hause, um die fehlenden Schweine zu holen. Weil noch einige Eingeborene in der Nähe waren, als wir uns zum Essen ansahen, wurden zwei Javanen als Wächter zu dem Gefangenen geschickt. Als diese ihre langen Messer zogen, dachte der Armste wohl, daß es jetzt um ihn geschehen sei, da die verlangten Schweine noch nicht an Ort und Stelle waren, und schrie laut den Namen des freundlichen

Stationsassistenten und hüpfte auf die andere Seite des Pfostens. Nach dem Essen hörten wir wieder die Muschel, und das zweite Schwein wurde herbeigebracht. Da aber auch dies noch nicht genügte, so liefen einige zurück, um das dritte zu holen, das sie unterwegs hatten liegen lassen, um es vorläufig mit zweien zu probieren. Endlich waren die drei Schweine glücklich beisammen. Aus freien Stücken hatten die Leute jedem Schweinchen eine schöne große Brusttasche umgehängt und einen Stirnschmuck auf den Kopf gesetzt. Jedenfalls verlangte das so ihre Sitte, die wir nicht kannten. Wie froh war doch der Gefangene, als er frei war! Vor lauter Freude umschlang er zwei Beamte. Seine gestern gebrachten Fische erhielt er bezahlt, sein Kanoe mit Zubehör wurde ihm zurück gegeben; als Geschenk empfing er einen irdenen Topf und eine leere Flasche und auf seine geschwollenen Hände Arnika. Unter lebhaften Gesprächen wurde er alsbald von seinen Freunden nach Hause gerudert. Am ganzen Strande entlang standen Eingeborene beiderlei Geschlechts, die sich dem Zuge anschlossen. Wir aber sagten uns, daß dieser Vorfall bei der Spannung, welche schon von früher her vorhanden war, einen Nachact zum Nachspiel haben würde, und daß der Anfang der Missionsarbeit bei Hasfeldhafen noch hoffnungsloser geworden sei.

Als wir am 14. Juli von einer Reise nach dem Kaiserin-Augusta-Fluß zurückkehrten, sagten uns die Beamten: „Hier in Hasfeldhafen ist wieder alles beim alten; die Sache mit Dugumor hat weiter keine Folgen gehabt; die Frauen und Mädchen waren hier, auch Leute von Bilau, Dalua, Dagu und von der Vulkaninsel. Ihr könnt jetzt getrost nach

Dugumor gehen.“ Es war mir indes sehr verdächtig, daß äußerst selten ein Mann von Dugumor kam; die Männer mußten etwas im Schilde führen, so freundlich die Frauen und Mädchen auch waren. Gott sorgte gnädiglich dafür, daß wir nicht nach Dugumor gingen: mein Kollege bekam starkes Fieber und hatte von allerlei Nebenbeschwerden zu leiden. Es währte kaum acht Tage, da erkannten wir, daß wir durch Br. Eichs Krankheit vor Mörderhand bewahrt geblieben waren.

Ein Herr, welcher Mitte Mai zugleich mit uns nach Hafsfeldhafen gekommen war, hatte mit vierzehn javanischen Kulis und zwei chinesischen Arbeitsaufsehern begonnen, etwa acht Minuten von der Station eine Tabakplantage anzulegen. Während unserer Abwesenheit war schon einmal ein Trupp Eingeborener auf die Plantage gekommen und hatte drei Arbeitsmesser mitgenommen. Am 23. Juli, nachmittags gegen $\frac{1}{2}$ 2 Uhr zeigten sich plötzlich wieder etwa 25 Eingeborene auf der Plantage. Die Kulis hatten gerade zu Mittag gegessen und waren eben in ihre Hütte gegangen, um ein wenig auszuruhen. Einer erhaltenen Weisung gemäß lief ein Kuli schnell nach der Station, um Nachricht zu bringen. Auf dem Wege dahin traf er mit dem Arbeitsaufseher W., der sich gedrungen gefühlt hatte, etwas früher wie sonst nach der Plantage zu gehen, zusammen. Kaum hat W. die Nachricht vernommen, da hört er auch schon von der Plantage her ein Geschrei. Während der Bote nach der Station läuft, eilt er selbst nach der Plantage. Von den Eingeborenen, welche höchst wahrscheinlich Wächter ausgestellt hatten, ist jedoch nichts mehr zu sehen. Vor der Hütte und in derselben bietet sich ihm jedoch ein trauriger Anblick dar:

Sechs Kulis liegen jammernd am Boden, vier schwer und einer leicht verwundet, einer sogar in den letzten Zügen. Wäre B. etwas später gekommen, dann wäre kein einziger von den elf Kulis am Leben geblieben. Von den Verwundeten starb keiner mehr, ein Zeichen, daß die Wilden keine vergifteten Waffen benutzt hatten. Die Verwundeten waren jedoch furchtbar zugerichtet. In der Hütte lagen 20 Pfeile; außerdem hatten die Eingeborenen mit ihren Speeren durch die Gitterwände gestochen.

Herr N. erzählte leider erst nach diesem Vorfall, daß er vor einigen Tagen bei einem Gang nach Dugumor auch in Lebensgefahr gewesen sei. Nur mit knapper Not, das Gewehr zum Schuß bereit und rückwärts gehend, um seine Feinde im Auge zu behalten, war es ihm gelungen, zu entkommen. Wäre Br. Sich nicht krank geworden, dann hätten wir jedenfalls Besuche gemacht und wären nach Aller Meinung ermordet worden, denn Europäer hätten sie weit lieber ermordet als die unschuldigen Savanen. Wir hatten wahrlich alle Ursache, dem Herrn für die gnädige Bewahrung vor Mörderhand zu danken.

Außer diesen ernstern Vorkommnissen ereigneten sich zuweilen auch heitere Dinge. Es war am 14. August, als wir früh morgens einen sonderbaren Gegenstand durch den Hafen treiben sahen. Zwei Europäer machten gleich Jagd darauf. Die wackeren Ruderer kommen ihrem Ziele immer näher, da mit einem Male verschwindet der lange, dunkle Gegenstand, und ein kurzer bleibt zurück, der, sich etwas hebend, auf dem Meere dahintreibt. Voll Spannung stehen wir am Strande und warten auf die Lösung des Rätsels. Der Kahn nähert

sich wieder dem Ufer, die mutigen Jäger bückten sich, und was ziehen sie an den Beinen aus dem Kahn hervor? „Ein Schwein, ein wildes Schwein!“, riefen wir wie aus einem Munde und freuten uns über die gelungene Sauhatz auf See. Das Schwein, geblendet und an den Ohren gestußt, zeigte große Wunden. Ein Krokodil hatte es im Rachen davongetragen. Bei der Annäherung der Jäger jedoch ließ es seinen Raub fahren und verschwand in der Tiefe.

Für uns aber wurde die Angelegenheit zu einer Magenfrage. Wir umstanden das Wildbret, und allerlei Fragen schwirrten durch einander: „Kann man's noch essen? Ist es noch frisch? Riecht es noch nicht? Zieh' mal an den kurzen Borsten, vielleicht sind sie noch fest!“ — „Natürlich können wir's noch essen. Es schmeißt ja noch frisch. Die Borsten sind noch fest. Das Tier ist eben erst geholt worden.“ — „Aber es ist erjoffen?“ „Ach was, es war erdrückt, ehe es noch Wasser schluckte. Da haben wir endlich noch einmal frisches Fleisch. Das wird einen feinen Braten geben, schmeckt doch besser als die ewigen Konserven.“

Zu Mittag erschien der erste Braten in Kaiser-Wilhelms-Land auf der Tafel. Mit heiteren Reden suchten wir das Mahl zu würzen. Der Stationsvorsteher hatte jedoch kaum Platz genommen, als er sich auch schon wieder entfernen mußte, zwar nicht wegen des Schweinebratens aus dem Rachen des Krokodils, sondern wegen eines Fieberanfalls. Auch mein Kollege, der vom frühen Morgen an noch nichts gegessen hatte, zuckte ganz bedenklich, als sei es ihm noch nicht klar, ob er sitzen bleiben oder aufstehen solle. Da jedoch Essen Leib und Seele zusammen hält, wie man sagt,

so probierte er schnell ein Stück, mußte aber auch im nächsten Augenblick schon das Zimmer verlassen. Wir andern ließen uns indes den leider verbrannten Braten gut schmecken. Zum Schluß gab es noch „Berliner Pfannkuchen“, die der Arbeiter W. zubereitet hatte. Am Abend fehlten die beiden Kranken leider wieder an der Tafel. Der Braten war diesmal gut geraten und schmeckte uns vorzüglich.

Wenn wir auch dem guten Krokodil für den Leckerbissen, den es uns verschafft hatte, zu Dank verpflichtet waren, so versuchten wir doch dem bösen Krokodil, welches uns schon mehrere Enten gestohlen hatte, den Garaus zu machen. Es dauerte nicht lange, so holte sich das Krokodil, wahrscheinlich als Ersatz für das Schwein, wieder eine Ente, und zwar die letzte, welche wir hatten. Da fast jeden Morgen Krokodilspuren an der Mündung des Flusses zu sehen waren, so beschloß der Arbeiter W., welcher früher Matrose gewesen war, das Tier mit einer starken Angel, an welcher er ein lebendes Huhn befestigte, zu fangen. Weil er aber befürchtete, die Angel möchte das Zappeln noch weniger gut aushalten wie das Krokodil selbst, brachte er eine kleine Schelle an derselben an, welche das Anbeißen anzeigen sollte. Schon um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr abends rief die in der Nähe postierte Wache: „Es hat geklingelt.“ Im Nu waren wir aus den Betten. „Bring ein Seil!“, rief der Stationsvorsteher, welcher auch Wache hatte, und nun ging es mit Seil und Laterne auf das Krokodil los — aber alles war unversehrt. Ob das Krokodil wirklich geklingelt hatte — vielleicht nur aus Höflichkeit —, kann ich nicht sagen, aber es wurde uns klar, daß wir angeführt worden waren. Am anderen Morgen

war jedoch das Huhn mit der halben Angel verschwunden, ohne daß die Wache die Klingel gehört haben wollte. Da sich herausgestellt hatte, daß das Krokodil anbeißt, wurde der Zimmermann beauftragt, aus einem zerbrochenen Sprossenbohrer eine stärkere Angel zu schmieden. Er fertigte denn auch ein gewaltiges Ding von Angel an. Mit einem lebenden Huhn versehen wurde dieselbe ausgelegt. Am nächsten Morgen fehlte dem Huhn der Kopf und ein Flügel. Das Krokodil hatte die große Angel offenbar gesehen, aber keine Lust verspürt, dieselbe mit zu verschlucken. Später ist es allerdings auf diesen Leim gegangen. „Das könnte am Ende ein Leguan gewesen sein,“ hieß es. „Das müssen wir wissen.“ Gegen Abend wurde ein Karren feiner Sand hingefahren; auf den auseinander geharkten Sand wurde das Lokaas, der Nest des vornächtlichen Huhnes, gelegt, und dann gingen wir schlafen. Am andern Morgen war beinahe das ganze Huhn aufgefressen; die Spuren bewiesen deutlich, daß ein Krokodil seinen nächtlichen Besuch gemacht hatte. Herr R., ein Jäger von Beruf, sagte jetzt: „Mit der Angel bekommen wir das Tier nicht, aber haben wollen wir es.“ Er machte eine Falle. Ein totes Huhn diente als Köder. Am nächsten Morgen war jedoch das Huhn und das Kreuzholz verschwunden. Das Krokodil hatte ohne Zweifel das Huhn mitsamt dem Holzblock verschluckt. Herr R. meinte, das Tier könne an diesem Bissen erstickt sein, und suchte die Flußufer ab. Diese Mühe war aber vergebens. Es blieb nichts anderes übrig, als die Falle in verbesserter Auflage noch einmal aufzustellen — und der Fang gelang. Um Mitternacht wurde plötzlich Alarm geschlagen. Als ich ankam,

hing, eine Schlinge um den Hals, ein Krokodil sich windend und krümmend und entsetzlich brüllend an der Stange. Herr K. gab mehrere Schüsse auf das Tier ab, der vierte machte ihm den Garaus. Der Matrose, welcher die ganze Scene verschlafen hatte, schaute verwundert drein, als ihm der zurückkehrende Zimmermann zurief: „Der Krokodil heet sich ussehange, den Huhn heet he niet jejeten.“ Es war ein kleineres Tier, nur 8' lang. In seinem Magen, welcher einen entsetzlichen Geruch verbreitete, fand sich wirklich das Kreuzholz mit den zusammengebundenen Hühnerbeinen, außerdem noch große Krebse, das Fell einer Beutelratte, ein Stück von einem Baumast u. dgl. mehr.

Die Tage unseres Aufenthaltes in Hayfeldhafen waren bald gezählt, doch sollten wir noch eine traurige Affaire erleben. Am Morgen des 27. August kam die Samoa an und am Nachmittage die Ottilie mit zwei neuen Beamten und acht Mann, die vereint mit der Besatzung beider Schiffe und den Stationsbeamten die drei Dörfer Dugumor, Tombinam und Tschirian züchtigen sollten. Auch der Arzt von Finschhafen war unter ihnen. Die Züchtigung sollte auf Befehl des Landeshauptmanns in Folgendem bestehen: Für den toten und die verwundeten Javanen sollten Geiseln festgenommen, die Häuser, Kanoes, Felder u. s. w. sollten zerstört werden. Die Schonung der Frauen und Kinder war den Kriegern anbefohlen. Blutvergießen sollte man so viel wie möglich zu verhüten suchen.

Nachdem der 28. August unter mancherlei Beratungen, bei denen wir Missionare uns fern hielten, und den nötigen Vorbereitungen verstrichen war, fuhren am 29. vor Tages-

anbruch die Krieger in zwei Booten nach dem Strand, wo sie kurz vor 6 Uhr ankamen. Die Dampfbarkasse fuhr, mit einem Boot im Schlepptau, nach Dugumor. Um 6 Uhr 37 Minuten begann das Dorf zu rauchen. Die Krieger vereinigten sich und stürmten dann im Lauffschritt mit Hurra ins Dorf hinein. Die Eingeborenen hatten längst Wind bekommen. Das Dorf war leer. Nur ein bejahrter Mann wurde angetroffen. Weil er nicht stehen wollte, erhielt er einen Schrottschuß, entwischte aber trotzdem noch. Man wurde nicht einmal eines Schweines habhaft.

Der neue Stationsvorsteher hatte aus Finschhafen zwei befreundete Knaben mitgebracht, die sich bei dem Sturm auf das menschenleere Dorf mutig gezeigt haben sollen. Es gelang den Jünglingen auch, die Häuser in Brand zu stecken, was den Europäern nicht recht glücken wollte. Der Herr Doktor schickte die beiden Jünglinge in die Häuser, um ethnologisch wertvolle Gegenstände herauszuholen. Der größere tritt, aus einem Hause kommend, mit einem Bündel Pfeile und Speere in die Thür, als plötzlich ein Schuß kracht. Tödlich getroffen stürzt der Knabe vornüber von der Leiter herab. Ein Matrose, welcher den armen Jungen, obwohl derselbe durch ein rotes Kopftuch gekennzeichnet war, für einen feindlichen Papua hielt, hatte den unglücklichen Schuß gethan. Alles war so betroffen über den Tod des 17jährigen unschuldigen Jünglings, daß man das Werk der Zerstörung nur halb vollendete. Traurig, leider auch allzusicher und unvorsichtig, kehrte man zurück. Da auf einmal stieß der hinterste Mann, seinen Vordermann umfassend, einen lauten Schrei aus und stürzte zusammen. Ein mutiger Eingeborener

hatte ihm aus einer Entfernung von nur zehn Schritt einen Speer zwischen den Rippen durch bis in die Lungen geworfen. Der schwer Verwundete war der Matrose, welcher, ohne es zu wissen und zu wollen, den Knaben erschossen hatte. — Ehe wir von Hayfeldhafen scheiden, will ich etwas von unserer Reise nach dem Kaiserin-Augusta-Fluß erzählen.



Eine Fahrt auf dem Kaiserin-Augusta-Fluß.

Moskitoplage. In Gefahr. Schen und Neugierde der Eingeborenen.

Am 28. Juni nachmittags 4 Uhr verließen wir als Deckpassagiere, unter Javanen und Menschenfressern (Kulis aus Neupommern) kampierend, auf dem kleinen Dampfer „Samoa“, welcher nur 9' Tiefgang hatte, Hasfeldhafen. Unser Nachtlager war ein Klappstuhl, auf dem ich die erste Nacht keine Auge zuthat, später that die völlige Ermüdung das Ihrige, vorausgesetzt, daß es die Moskiten erlaubten. Diese Tiere waren das einzige störende Element auf unserer überaus schönen, glücklichen und höchst interessanten Reise, aber trotz aller Plagereien hatte selbst die Moskitowirtschaft ihre ergötzliche Seite. Was ich in dieser Beziehung auf dem Kaiserin-Augusta-Fluß erlebt habe, steht einzigartig in meinem Leben da. In den Kajüten war es nachts gar nicht zum Aushalten; selbst am Tage liefen immer einige von der Tafel fort, um auf Deck zu speisen. Wer nur ein Plätzchen finden konnte, versuchte nachts auf dem Deck oder der Brücke zu schlafen. Freilich auch hier wimmelte es von Moskitos. Das war fast die ganze Nacht hindurch ein Schlagen, Rauchmachen, Seufzen, Schimpfen und Umherlaufen, daß fast niemand zum Schlafen kam! Wer aber trotzdem ein

paar Stunden Schlaf erwischt hatte, der war am andern Morgen übergücklich. Die meisten kamen mit angeschwollenen Händen und zerstochnen Gesichtern zum Vorschein, ohne geschlafen zu haben. Selbst Arme und Beine blieben nicht verschont. Es war außerordentlich belustigend, zu sehen, wie sich Passagiere und Schiffsleute zu schützen suchten. Hier lag einer, der hatte vier Hemden und zwei Hosen angezogen, dort ein anderer, welcher es mit drei Hosen und zwei Hemden probierte, dort wieder ein anderer, welcher nicht nur die Füße, sondern auch die Hände in doppelte Socken gesteckt hatte. Der eine und andere verkroch sich ganz unter seinen Schlafrock, nur die dauerhaften Schuhe oder Wasserstiefel guckten hervor. Br. Eich und ich hatten ein jeder ein Stück Moskitonez mitgenommen, aber auch so habe ich nur zwei Nächte schlafen können.

Der Kaiserin-Augusta-Fluß ist ein imposanter, schöner Strom von ungefähr 400 m durchschnittlicher Breite. Auf der ganzen Fahrt wurde gelotet, und ich glaube, daß bis zu den großen Nebenflüssen am Oberlauf meistens 10—14 m „ohne Grund“ gelotet wurden. Wir ankerten gewöhnlich bei 15—20 m, mußten aber oft nach dem Ufer zu fahren, weil es in der Mitte zu tief war. Am 3. Juli, also nach sechstägiger Fahrt, lautete das Resultat: „24 m kein Grund.“ Kenner des Rheines meinten, daß der Strom mehr Wasser enthalte wie der Rhein. Er fließt sehr im Zickzack. Ungemein großartig erscheint er an den Biegungen, von denen aus man eine weite Strecke übersehen kann. Seeartige Erweiterungen sahen wir mehrere, die größte liegt auf 4° 17' s. Br. und 142° 24' 5" ö. L. An dem Ufer der

letzteren bemerkten wir ein volkreiches Dorf. Da in einigen Stunden Entfernung die Berge beginnen und bis in blaue Fernen immer höher steigend sichtbar bleiben, so ist hier das landschaftliche Bild entzückend. Seitenarme, welche größere oder kleinere Inseln bilden, hat der Fluß eine große Menge, bedeutende Nebenflüsse dagegen sehr wenige. Den ersten großen Nebenfluß, etwa 120 m breit und durchgehends 14' tief, trafen wir erst über 300 Seemeilen flußaufwärts. In nicht allzuweiten Entfernungen folgten dann noch zwei größere Nebenflüsse, von denen der kleinere immerhin 80—100 m breit ist. Alle drei Nebenflüsse mündeten auf dem rechten Ufer. In einigen Meilen Entfernung ziehen sich die Berge hin.

Die ersten 45 Seemeilen hat der Fluß fast nur Wald auf beiden Seiten, in dem sich vorzugsweise Morastpflanzen befinden; häufig bemerkten wir aber auch prächtige Schilfuser. Weiter hinauf wechseln enorme Grassflächen mit schmalen Waldpartien, bis wir gegen Ende unserer Fahrt wieder ganz geschlossenen, schönen Wald hatten. Den Brotfruchtbaum sahen wir in großer Fülle. Der Strom fließt durch zwei ungeheure, unübersehbare Ebenen, welche durch einen Gebirgszug getrennt sind. Was diesen morastigen Ebenen fehlt, das sind die Menschen, und deshalb haben sie wenig Wert. Auf der ganzen Strecke von 380 Seemeilen haben wir nur 38 Dörfchen gesehen; die meisten hatten nur 10—30 Hütten.

Die Eingeborenen hatten bei aller Scheu, welche sie vor dem dampfenden Ungetüm, das ohne Ruder dahinfuhr, empfanden, selbst am Oberlauf, wo noch kein Schiff gewesen

war, so viel Mut, daß sie sich uns in ihren Kanoes zahlreich näherten, um Tauschhandel zu treiben. So zählte ich einmal 22 Kanoes, in denen auch Frauen und Kinder waren. Und wenn einer für einen Gegenstand — selbst für ein paar schöne Ruder — einen grellen Streifen Zeug empfangen hatte, dann hüpfte er wohl voller Freude in seinem Kanoe umher. Ein Stück Walzeisen wiesen die Leute ab, und nahmen lieber einen schmalen Streifen Zeug dafür an, denn was sie mit dem schweren, stumpfen Ding anfangen sollten, das wußte keiner von ihnen. In einem Kanoe stand ein großer, starker etwa 50jähriger Mann, welcher eine große Perlmuschelschale auf der Brust trug; er verhielt sich ganz schweigend; seine ganze Erscheinung und sein Auftreten ließen auf einen Häuptling schließen. Als einige Herren näher an das Dorf heranzuhren, um die gewöhnliche Aufnahme zu machen, entstand am Strande ein Laufen und Rennen, als wenn Gefahr im Verzuge gewesen wäre. Nur einige sahen zu; die meisten hatten sich ängstlich verkrochen und kamen erst wieder zum Vorschein, als die Herren zum Schiffe zurückkehrten.

Nach kurzer Fahrt ankerten wir vor dem größten Dorfe, welches wir am Flusse angetroffen haben. Es zählte etwa 100 Wohnhäuser. Die Mittagsaufnahme sollte vorgenommen werden, aber welche Aufregung verursachte das unter den Leuten! Weiber, Kinder und Hunde heulten lange und schrecklich durcheinander; die Männer griffen zu den Speeren und liefen zu ihren Kanoes, um in unsere Nähe zu kommen. Einen Mann hörten wir im Dorfe mit lauter Stimme gegen uns reden; er schwieg auch dann noch nicht, als er in seinem

Kanoe, welches er von andern rudern ließ, herankam. In seiner Hand hielt er einen 3' langen, schön gearbeiteten Stab — ob Håuptlings- oder Zauberstab, wer konnte uns das sagen? Fünf Europäer und drei Kulis ruderten nach dem Dorfe zu. Nun wurde der Schrecken noch größer. Die Kanoes begleiteten das Schiffsboot, der Mann mit dem Stabe spielte dabei wieder eine besondere Rolle. Auf die Zurufe derer hin, welche in den Kanoes saßen, versammelten sich die Männer am Ufer, mit Speeren in den Händen, an dem Landungsplatz. Im Nu sahen sich unsere Genossen von 150—200 Männern vom Flusse her und vom Lande aus umringt. Der Bootshaken, welcher bereits an der Landungsstelle gefaßt hatte, wurde losgerissen und ins Wasser zurückgeworfen. Es waren sehr kritische Augenblicke. Unter uns, die wir an Bord zurückgeblieben waren, herrschte die größte Spannung und Besorgnis, denn jeden Augenblick hätte das furchtbarste Blutbad eintreten können. Die Herren blieben ruhig im Bote sitzen und versenkten unter dem Geschrei der Eingeborenen nach allen Seiten bunte Zeugstreifen, die auch gern angenommen wurden. Nach und nach schien sich die Volksmenge in zwei Parteien zu spalten, die eine wollte das Landen gestatten, die andere nicht. Die Herren zogen es jedoch vor, ihre Aufnahme auf dem andern Flußufer zu machen.

Am 2. Juli ankerten wir nachmittags 2 Uhr 15 Minuten vor einem andern großen Dorf. Es war das zweitgrößte Dorf, welches wir an dem Flusse gefunden haben, und zählte etwa 40—50 Häuser. Einige Eingeborene ruderten heran. Das Benehmen dieser Leute war sehr verschieden von dem

Verhalten der Eingeborenen, welche wir bis jetzt kennen gelernt hatten. Am Strande stand eine große Menschenmenge. Dr. Schrader nahm mich mit ins Dorf, während der Geologe und der Botaniker in den Wald auf die Suche gingen. Die Leute stellten sich vor uns auf: Uns zunächst standen einige alte Männer, welche als Wortführer auftraten, hinter ihnen die übrigen Männer und zuletzt die Frauen und Mädchen. Wir wünschten ins Dorf zu gehen und in ein Haus einzutreten. Dr. Schrader verteilte deshalb Perlen und bunte Streifen unter die Leute; ihre Gegengeschenke bestanden in Tabak und kleinen Betelnüssen. Wir waren unterdes so weit vorgerückt, daß wir nur noch einige Schritte bis zum ersten Hause hatten. Wir bemerkten mehrere junge Frauen darin. Es gelang uns jedoch nicht, das Haus zu betreten; die Frauen, welche oben am Eingange standen, nahmen unsere Geschenke zwar mit großer Freude an, aber dabei fuhren sie ruhig fort, die Thüröffnung mit Baumrinde zu verschließen. Wir gingen um das Haus herum und sahen, daß es aus einem einzigen großen Raum bestand, in welchem sich viele kleine Haufen zugedeckter Sachen befanden. Alle unsere Bemühungen, weiter in das Dorf hineinzugelangen, waren vergeblich, da uns die Leute zurückdrängten.

Manchmal mußten wir herzlich lachen, wenn irgendwo am Ufer einige Leute in ihren Kanoes erschienen, und der Maschinist ließ die Dampfpfeife plötzlich einen schrillen Pfiff thun; das gab einen gewaltigen Schrecken, und die Leute ruderten, was sie konnten, um so schnell wie möglich aus dem Bereiche eines so schrecklich brüllenden Ungetümes

herauszukommen. Hin und wieder sahen wir Eingeborene, welche einen Federschmuck in Schwarz und Weiß an ihren Rudern hatten, und so, ohne es zu wissen, die preussischen Farben trugen.

An einer Stelle, weiter flussaufwärts, kamen vier kräftige Männer in ihrem Kanoe bis auf einige Schritte an unser Schiff herangerudert, während ihre Genossen am Ufer sitzen blieben. Sobald sie nun etwas Neues entdeckten, riefen sie es denen am Ufer zu. So beschrieb ihnen z. B. einer die Länge meines Bartes. Als ich sie mit Hilfe der Zeichensprache näher heranzulocken suchte, faßte einer an seinen Hals, um mich zu fragen, ob wir den abschneiden würden. Ich lachte und schüttelte den Kopf. Sie näherten sich denn auch und stießen leise mit dem Ruder an die Schiffswand und riefen alsbald ihren Kameraden zu, was sie Wunderbares gesehen hatten. Als ich meine Hand ausreckte, berührte einer mit dem Ruder meine Fingerspitze, was auch gleich wieder hinübergerufen wurde. Leider fiel jetzt ein Schuß, so daß die furchtsamen Leute die Flucht ergriffen.

Bei einer andern Gelegenheit zeigte uns ein Eingeborener — die Leute schienen sich auf einen Kampf mit uns gefaßt gemacht zu haben —, wie weit er mit seinem Bogen schießen könne. Das ärgerte den Kapitän, weshalb er ihnen durch einen Schuß aus seiner Büchse den Beweis lieferte, daß sein Gewehr viel weiter reiche wie ihr Bogen. Die Leute waren davon auch so vollständig überzeugt, daß sie allen Mut verloren und eiligst die Flucht ergriffen, flussabwärts.

Es war eine lustige Scene, als eines Tages unser

Schiff nach Passirung einer scharfen Flußwindung plötzlich vor den Augen der in der Nähe befindlichen Eingeborenen auftauchte. Zufällig entlud sich ein Gewehr, die großen Hunde bellten laut und gebärdeten sich, als wenn sie über Bord springen wollten, um die Leute zu fassen, das Schiff stand in demselben Augenblick still: das war mehr als genug, um die neugierigen Zuschauer in die Flucht zu treiben. Mit dem Ruf „Hé, hé, hé, hé!“ stürmten sie davon.

Weniger amüßant war es für mich, als einmal ein rotäugiger, verschmizter Bursche, der herangerudert war, ohne daß jemand weiter auf ihn geachtet hatte, meine Schlummerrolle, welche mir immerhin in den schlaflosen Nächten oder in den Ruhestunden am Tage trotz der Moskitos ihre Dienste leistete, an seinem Ruder heruntergleiten ließ und froh über seine Heldenthat und von seinen Genossen am Lande bejubelt, davonsuhr.

Sehr ergötzlich war dagegen ein Ruß-, Flaschen- und Pfannkuchenbombardement, welches wir eines Tages mit den Eingeborenen veranstalteten. Zuerst waren die Leute sehr schüchtern; als sie aber sahen, daß ihnen nichts Böses widerfuhr, näherten sie sich dem Schiffe. Wir zeigten ihnen Perlen und buntes Zeug und warfen ihnen leere Flaschen zu, an denen sie großen Gefallen zu haben schienen. Ein junges Mädchen hüpfte vor Freuden, schlug sich auf die Brust und jauchzte laut vor Begierde, etwas von den schönen Sachen geschenkt zu erhalten. Sie wollte auch wohl kommen und sich etwas holen, aber eine ältliche Frau riet ihr immer wieder ab. Endlich warf ihr eine barmherzige

Hand eine Flasche hin. Das war eine Freude! Laut jubelnd hielt sie die Flasche hoch. Nun war das Eis gebrochen — die Frauen warfen uns Nüsse aufs Schiff, ja nicht nur Nüsse, sondern zu unserm größten Staunen sogar Pfannkuchen von Sagomehl (auf einer Seite gebacken, halbgar und ohne Salz natürlich). Die Furcht wich vollständig, so daß ein Mann sogar den Mut hatte, hinten vom Schiff einen Stuhl zu stehlen, worauf er entkam ohne gesehen zu werden.

Es ist bekannt, daß Neu-Guinea reich an Vögeln ist und zwar an den schönsten und farbenprächtigsten. So haben wir auch auf unserer Reise viele Vögel gesehen, besonders Silberreihher (an einer Stelle waren Hunderte zusammen), Kakadus, wilde Enten, auch eine wilde Gans, außerdem viele andere Arten. Einmal sahen wir Hunderte von fliegenden Hunden an den Bäumen hängen. Auch mehrere Krokodile zeigten sich im Flusse.

Vor uns war im Jahre vorher der Kaiserin-Augusta-Fluß zweimal befahren worden, das erste Mal im April nur 20 Seemeilen weit mit der Barkasse, zum zweitenmal im August 200 Seemeilen weit mit der Ottilie und dann noch 100 Seemeilen weiter mit der Dampfbarkasse. Wir dampften mit fröhlichem Herzen über den Endpunkt dieser bisher weitesten Fahrt hinaus. Je weiter wir kamen, um so zuversichtlicher hofften wir, daß es uns gelingen würde, die deutsch-holländische Grenze zu erreichen. Schon sahen wir die blauen Berge an der Grenze oder jenseits derselben und waren bereits auf $141^{\circ} 53'$ ö. L., als sich der Fluß so wand, daß wir wieder mehr von der Grenze abkamen, bis wir plötzlich an einer breiten Stelle auf $4^{\circ} 20'$ s. Br. und $141^{\circ} 56'$ ö. L.

festsaßen. Es war am 6. Juli, morgens 7 Uhr 15 Minuten. Als die Rückkehr beschlossene Sache war, stieg ich mit mehreren Herren und Kulis auf das gegen 7 m hohe Ufer. An einem schönen Baume wurden die deutschen Reichsfarben angemalt. Darunter schrieben wir das Wort Samoa und thaten zwei Schüsse in die Reichsfarbe. Bald darauf waren wir wieder in Fahrt begriffen, flußabwärts. Mit dem Resultat unserer Reise konnten wir zufrieden sein. Waren wir doch 380 Seemeilen weit den Fluß hinauf gekommen, also 80 Seemeilen weiter wie die Ottilie resp. die Dampfbarkasse derselben. Mir wird diese Reise allezeit in angenehmer Erinnerung bleiben.



Unsere Landsleute in Kaiser-Wilhelms-Land.

Tracht. Musik und Tanz. Nationalgetränk. Wohnungen.
Kunstfertigkeit. Kolonisation und Mission.

Ganz Neu-Guinea umfaßt ca. 14 000 geographische Quadratmeilen, ist also die größte Insel der Welt. Davon kommen auf Kaiser-Wilhelms-Land etwa 3255 geographische



Papua.

Quadratmeilen, der ganze Nordosten der Insel. Ich hatte, besonders infolge der Lektüre von Schilderungen über Holländisch-Neu-Guinea, eine überaus schlechte Meinung von

den Eingeborenen. In der That scheinen die Papua in diesem Teile der Insel sehr verkommene Leute zu sein; aber das sind sie meines Erachtens erst geworden durch schlechte Einflüsse von außen. Die Bewohner von Kaiser-Wilhelms-Land fand ich dagegen noch nicht durch fremde Einflüsse demoralisiert; sie sind noch ein echtes Naturvolk. Angstlich, mißtrauisch und argwöhnisch erschienen sie allerdings bei der ersten Berührung mit den Deutschen, aber wer wird sich darüber wundern, wenn man bedenkt, daß wir ihnen ganz fremd waren und nicht mit ihnen sprechen konnten. Wir haben uns vielmehr manchmal gewundert, daß Leute, welche noch keine Weiße und kein Schiff gesehen hatten, gleich zum ersten Mal so nahe an uns herankamen; öfters unbewaffnet. Ich habe den Eindruck empfungen, daß die Leute ohne Grund nicht leicht jemanden anfallen, es müßte denn ein Mißverständnis vorliegen. Anlaß zum Kampfe kann es aber bei der Kolonisierung genug geben, und das um so leichter, wenn die Ansiedler die Sprache der Eingeborenen nicht verstehen und wüßte Kulis, wie die aus dem Bismarck-Archipel, auf ihren Niederlassungen beschäftigen.

Im allgemeinen sind die Eingeborenen von Kaiser-Wilhelms-Land, deren Hautfarbe ein Chokolade-Braun ist, nicht unansehnlich, fast durchgehends kräftig gebaut, von mittlerer Größe und wohlproportioniertem und gut genährtem Körper. Nur wenige sind größer als mein Begleiter von Konstantinhafen, welcher 5' 6" maß. Das Gesicht ist meist schmal, die Stirne gewölbt, die Augen wie die Nasenwurzel liegen tief, die Nase ist nicht übermäßig breit, vorne aber etwas niedergedrückt, so daß sie ein wenig gekrümmt erscheint.

Der Mund ist groß, die Lippen jedoch nicht übermäßig dick. Der Gang ist gravitatisch. Das Alter macht besonders die Frauen sehr häßlich. Der Gang der Frauen ist fest und ausschreitend, ja die jüngeren hüpfen mit einer gewissen Grazie einher. Ihr männlicher Gang verrät männlichen Mut. Am Kaiserin-Augusta-Fluß verstehen sie ausgezeichnet zu rudern, was sie sitzend zu thun pflegen, während die Männer stehend rudern. In einigen Gegenden dreht man sich eine Reihe von Kugeln oder Glöckchen in den Bart, so daß ein solcher Bart fast nur aus einem Kranz von solchen Glöckchen besteht. Die Ohrkläppchen beider Ohren und die Nasenscheidewand sind bei beiden Geschlechtern durchbohrt, in einigen Gegenden auch die Nasenflügel, bei dem weiblichen Geschlecht außerdem noch der obere Ohrrand. Tätowierte habe ich nicht gesehen, aber kleine, runde, erhöhte, dunkle Narben sieht man bei beiden Geschlechtern, bei dem weiblichen besonders auf den Vorderarmen und auf dem Rücken. Mehrere sah ich, welche auf jedem Arm zehn solcher Narben hatten, je fünf in einer Reihe; in Bilibili sah ich eine Frau, die auf jedem Schulterblatt eine lange Reihe hatte. Bei den Männern bemerkt man sie an den Extremitäten. Diese vernarbten Wunden lassen sie sich durch kleine glühende Kohlenstückchen einbrennen. In der Gegend von Finschhafen ist die Beschneidung mit vielen Ceremonien üblich.

Das Kopfhaar ist die Krone der Papua, der Gegenstand besonderer Sorgfalt und Pflege. Es denke mir niemand, daß sie einen vernachlässigten Wulst auf dem Kopfe tragen. Nein, sie verwenden viel Zeit und Mühe auf ihre Frisur, und die geringste Vernachlässigung merkt man sofort

bei denen, welche ihr Haar perückenartig tragen. Das Haar ist von Natur mattschwarz, später wird es durch Einreibung verschiedener Substanzen noch matter. Bis zur Aufnahme unter die Erwachsenen tragen die Knaben kurzes Haar. Es wurde bisher abgeschnitten mit Bambumessern, oder abrasiert mit Muscheln oder scharfen Gräsern oder harten, scharfbrüchigen Steinen, jetzt auch mit Glascherben, welche man von den Deutschen erhalten hat. Nachher läßt man das Haar länger wachsen, etwa bis zu 10—14 cm und widmet ihm dann große Sorgfalt durch Kämmen und Färben mit schwarzer und roter Farbe, die mit Kokosnußöl bereitet wird. Im Bismarckarchipel ist es Mode, gebleiztes hellgelbes Haar zu tragen.

Das weibliche Geschlecht trägt das Haar kurz, mit Ausnahme der älteren Frauen in einigen Gegenden. Noch im kräftigen Alter lassen sich die Frauen das Haar wachsen, das sich dann in Locken sammelt, welche rund um den Kopf hängen. Diese Locken werden besonders bei der Trauer pechschwarz eingesmiert, was abscheulich aussieht, weil dadurch die obere Hälfte des Gesichtes, die Schultern und der Nacken arg beschmiert werden.

Die Papua bemalen sich gern, besonders bei Festen, Besuchen u. s. w. Den Kaiserin-Augusta-Fluß hinauf sahen wir einzelne Leute beiderlei Geschlechts am ganzen Körper aschgrau bemalt. An der Küste ist bei festlichen Gelegenheiten die rote Farbe vorzugsweise in Gebrauch. Ich sah etliche, welche Gesicht und Brust rot angestrichen und den Rücken mit roten Streifen bemalt hatten; dabei war das Haar auf der einen Seite rot, auf der anderen schwarz; bei anderen

war das Haar und die eine Hälfte des Gesichtes schwarz, während die andere rot war; wieder andere erschienen mit einem ganz roten Gesicht, mit einem bläulichen oder schwarzen bogenförmigen Strich über den Augen und den Nasenrücken herunter; oder mit einem geraden Strich über Stirn und Nase bei rotem Haar. Manche hatten ihr Gesicht mit verschiedenen, wohlgeordneten Linien und Strichen versehen. Einer hatte sich in sein rotes Gesicht sogar deutlich eine dunkle Brille malen lassen.

Die deutschen Papua bemalen sich aber nicht bloß, sondern putzen sich auch sonst gern. Verschiedenartige Ringe, Bänder, Federn, grellfarbige Blumen, schöne Gräser, Hunde- und Krokodilzähne, Muscheln, Knochen zc. sind ihre Schmuckgegenstände. Schöne Kämme mit 3—17 Zinken, an denen sich Federn und Blumen befinden, stecken sie sich auf beiden Seiten ins Haar, außerdem Federbüsche, einzelne wehende Federn u. s. w. In den durchlöcherten Ohren und Nasen tragen sie auch allerlei Putz, ebenso um den Kopf und Hals und auf der Brust. Um den Oberarm und um die Beine tragen sie geflochtene bunte Bänder, in die sie Ringe aus Muscheln u. s. w. flechten. Außerdem schmücken sie ihre Arme und Ohren mit Schildpatt, welches allerlei Gravierungen zeigt. Um die Lenden tragen sie eine Muschelschnur mit darum geflochtenen Gürteln, oft bis zu sechs. Die Frauen tragen weniger Schmuck.

Und wie ist die Kleidung dieser putzjüchtigen Leute beschaffen? Ganz nackt habe ich das männliche Geschlecht nur am mittleren und oberen Laufe des Kaiserin-Augusta-Flusses gefunden, sonst tragen alle außer den erwähnten

Gürteln und Bändern eine bessere oder schlechtere, breitere oder schmalere Schambinde aus Baumbast. Das weibliche Geschlecht aller von mir besuchten Gegenden trägt Grasröckchen oder richtiger: schön an eine Schnur geknüpste Schürzen, vorn und hinten, bis zu vier Stück übereinander; der äußerste Schurz geht meist bis an die Knie und ist bunt. Eine Jacke oder dgl. habe ich nirgends gesehen, wohl eine Art Mönchskutte als Schutz gegen Regen und Sonne.

Unsere Landsleute im östlichsten Deutsch-Land sind ein lustiges Volk, welches viel vom Singen, Musizieren, Tanzen und Festfeiern hält. Alle paar Wochen feiern sie ein Fest; die Frauen und Kinder dürfen aber nicht immer teilnehmen. Die Abende scheinen sie meistens mit Musik auszufüllen. Beim Tanz nehmen sie eine hockende Stellung ein, wobei der Oberkörper und die Kniee abwechselnd bald nach dieser bald nach jener Seite gedreht werden, während sie mit den Füßen rückwärts sanft den Boden berühren. Auf diese Weise bewegen sie sich in einer Kreislinie vorwärts, einem Vortänzer folgend, welcher mit der flachen Hand die Trommel schlägt, während die andern mit der einen Hand einen Palmwedel schwenken und mit der andern Hand abwechselnd die Hand und ihr Hinterteil schlagen, was höchst amüßant aussieht. Oder sie bilden einen Kreis und neigen fortwährend ihre Palmwedel gegeneinander oder machen einen Schlangenlauf. Immer wird dabei gesungen, hauptsächlich von den daneben Stehenden oder Sitzenden; und ob sie auch fast atemlos sind und der Schweiß zur Erde rinnt, so beginnen die Tänzer doch immer wieder zu tanzen, sobald die Sänger

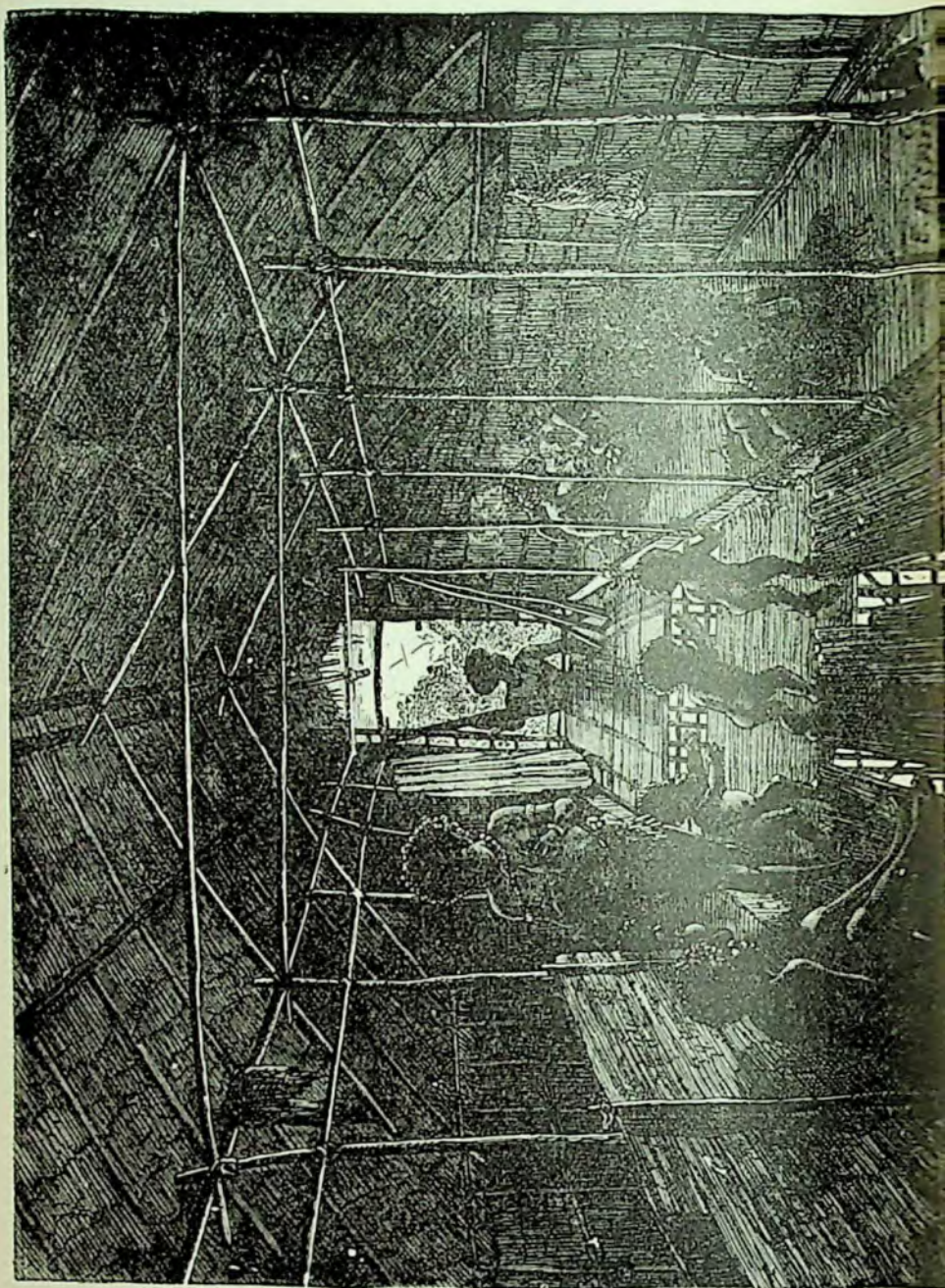
anheben zu singen. Sie haben gute Stimmen, meist Tenorstimmen, ähnlich wie die Battaker auf Sumatra.

Bei ihren Festen geben sie sich auch dem Genuße eines besonderen Trankes hin, der in der Südsee allgemein unter dem Namen „Kawa“ bekannt und auch bei europäischen Trunkenbolden beliebt ist und aus dem piper methysticum bereitet wird, und zwar auf folgende Weise: Alle an dem Feste teilnehmenden Mannespersonen, welche ein gutes Gebiß haben, zerkauen die Blätter, Stengel und Wurzel der genannten Pflanze und drücken die Brühe in einen großen Topf aus, führen wieder neuen Speichel zu oder befeuchten die Masse mit Wasser, kauen aufs neue und drücken wiederum aus. In Corendu habe ich die Wurzeln kauen und in Bongu den Trank — hier nicht Kawa, sondern Këu genannt — trinken sehen. Jeder erhielt seine Portion in einer kleinen, besonders zu diesem Zwecke hergestellten Kokosnußschale, ging dann etwas beiseite und trank den Inhalt in einem Zuge aus. Der Trank ist grünlich, wie die gekaute Masse, und muß sehr bitter sein, denn die Leute schneiden nach einem solchen Trunk schreckliche Grimassen und spucken so lebhaft, wie ich solche Spuckerei sonst weder je gesehen noch gehört habe. Die Papua spucken übrigens anders, wie die andern mir bekannten Völker; sie blasen nämlich den Speichel aus dem Munde. Nach dem Këu-Trinken gab es eine große Bewegung unter den Festfeiernden; alles lief schleunigst mit einer neuen Kokosnußschale zu den großen Speisetöpfen, um sich Essen darin zu holen. Nur ein kleines Schwein war zu diesem Feste geschlachtet worden, dessen Blase hoch über dem ersten Hause am Dorfeingang prangte zur Erinnerung an dieses Fest.

Bei Korendu fand auch einmal eine Festfeier unter einem großen Baume statt, bei der ich zugegen war. Es wurde auf kurzen und langen Bambus und Flaschenkürbissen geblasen — eine schreckliche Musik. Die Bambus gaben einen pfeifenden Ton, durch die Flaschenkürbisse dagegen sprachen, sangen, jauchzten, heulten, ächzten, krächzten und brummten sie. Alle diese Instrumente sind heilig und dürfen von den Frauen und Kindern nicht angeschaut werden, weil sie sonst sterben würden. Die bei der Musik benutzten $1\frac{1}{2}$ ' langen Trommeln dürfen sie jedoch in Augenschein nehmen, ohne sich der Todesgefahr auszusetzen. Mit einem langen, dünnen Bambu, an der Spitze mit bunten Gräsern geschmückt, wurde auf einem Ast gesiedelt und zwar gegen das Dorf hin, in welchem die große Trommel geschlagen wurde. Ein großes Schwein legte man aufs Feuer, um ihm die Borsten abzubrennen. Darauf wurde es gekocht. Ich konnte nicht fragen, was es für ein Fest sei, doch hielt ich es für ein Götzenfest, mochte es nun den Ahnen oder sonst einem Geiste gelten. Die Frauen durften nicht in die Nähe des Festplatzes kommen.

Als Friedenszeichen gilt bei unsern Landsleuten: Winken mit der Hand und grünen Zweigen. Höchst interessant war es uns, am Kaiserin-Augusta-Fluß zu sehen, wie ernstlich sich die Leute bei unserer Ankunft an die Nase griffen, den Nabel kniffen und schüttelten. Als Gruß fand ich bei Konstantinhafen: „Aba“ = Bruder. Waffen sind bei den deutschen Papua Bogen und Pfeile, Speere aus Palmholz, Schilde, teils rund, teils länglich, und Schwertkeulen.

Eine unerklärliche Eigentümlichkeit der Melanesier, auch

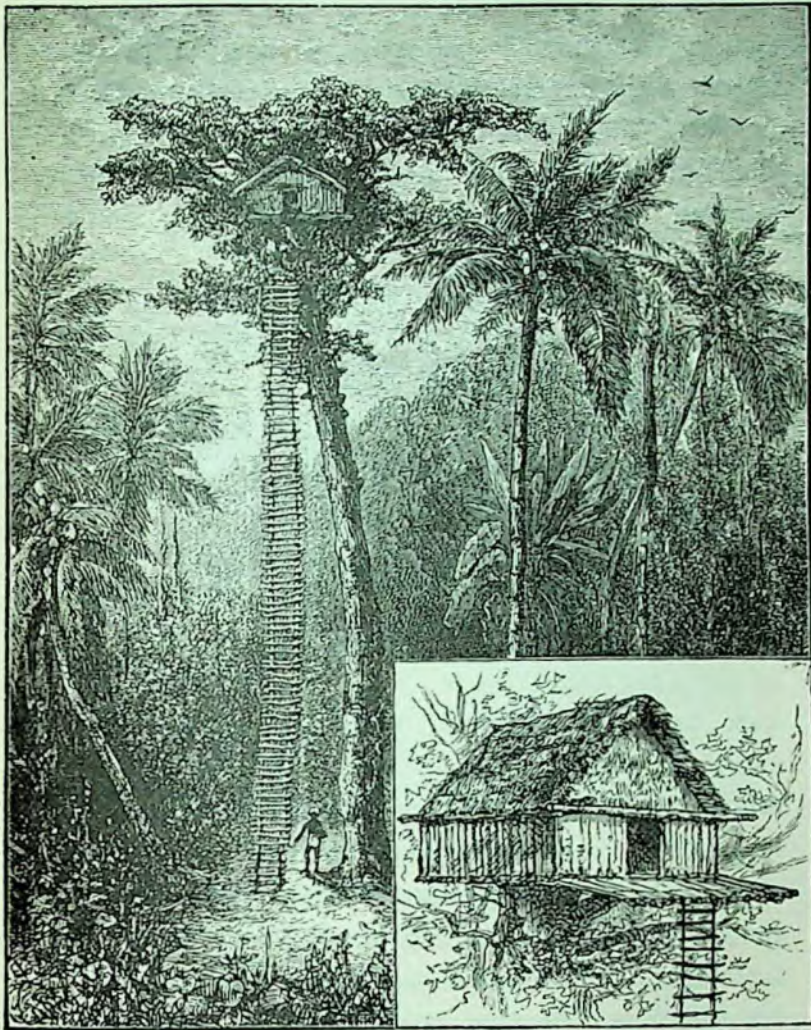


der zu ihnen gehörenden Papua, ist die Vielsprachigkeit, die geistige Isolierung. Die verschiedenen Dialekte in der Astrolabe-Bai stehen sich zwar fast alle nahe, aber die weiter entfernten sind ganz verschieden. Anklänge an die malajische Sprache habe ich wahrgenommen. Die Sprachen sind konsonanten- und zischlautreich. Das „f“ fehlt gänzlich.

Die Dörfer, in denen ich war, zeigen in einigen Gegenden eine gewisse Sauberkeit, obwohl die Häuser an der Küste — ohne Straßen — ungeordnet durcheinander stehen. Am Augusta-Fluß stehen sie in fast allen Dörfern in einer Reihe am Flusse entlang, mit dem Giebel nach dem Flusse zu. In den meisten Gegenden ruhen die Häuser auf Pfählen; die größten Häuser sah ich in den paar großen Dörfern am Augusta-Fluß. Gedeckt sind die Gebäude teils mit Niedgras, teils mit Palmblättern. In der Astrolabe, welche mir am bekanntesten geworden ist, wohnen, wenigstens zum Teil, Mann und Frau mit den Kinderchen in eigenen Hütten getrennt, zum Teil scheinen auch mehrere Männer ein Haus zu haben; es giebt auch Polygamisten, welche für sich und jede ihrer Frauen je eine Hütte besitzen. Auf anderen Inseln der Südsee haben Mann und Frau ja auch getrennte Wohnräume im Hause. Gemeindegäuser, in denen sich die Dorf- oder gemeinsamen Götzen, teilweise Riesengestalten, und die als Trommel dienenden ausgehöhlten Baumstämme befinden, und die auch als Gasthäuser und Schlafstätten für die noch unverheirateten und häuserlosen Knaben und Erwachsenen benutzt werden, — darum gewöhnlich „Junggesellenhaus“ genannt — trifft man in allen Dörfern an, in den größeren sogar mehrere. Sie sind

durchschnittlich die am besten imstande gehaltenen und größten Gebäude. Am Augusta-Fluß tragen dieselben meist ein schönes, sattelförmiges Dach, dessen Giebelspitzen weit vorstehen und zugleich ein mehrere Meter hohes Türmchen bilden. Solche Satteldächer findet man auch bei den Battakern auf Sumatra. Am Augusta-Fluß bemerkten wir bei vielen Götzen- oder Gemeindegäusern einen bunten Grassaum am Fuße des Daches. Ein kleines Häuschen, jedenfalls ein Götzenhäuschen, war schön umzäunt. Wir sahen dort am Strome auch, etwas vom Dorf entfernt, ein rundes Gebäude, das auf kurzen, etwa 2' hohen Pfosten stand, mit hohem spitzem Dach und einer Riesenmaske, die ihr Angesicht den Fluß hinauf wandte. Das war offenbar ein Gemeinde-Götzen-Haus. Westlich von Hasfeldhafen sahen wir in einem solchen Götzenhaus ein prachtvolles Kanoe, mit schöner Schnitzerei bedeckt, und einen Schild von gleicher Arbeit. Auch mehrere Baumhäuschen bemerkten wir bei jedem der drei Gebirgsdörfer am mittleren Lauf des Augusta-Flusses, an denen wir vorüberkamen.

Als Kochgeschirre dienen irdene Töpfe. Die Hauptkost der Küstenbewohner besteht in Jams und Kladi, außerdem in Sago; hier sahen wir auf den höchsten Uferstellen kleine Jamsgärtchen in langen Reihen. Bataten (süße Kartoffeln oder Ubi) scheinen auch fast überall vorzukommen, selbst am Augusta-Fluß sah ich ein Feld. Dann haben sie auch noch Bananen (Pisang), Gurken, Zuckerrohr und andere Gemüse und Gewürze. Allerlei Früchte und Gemüse liefert auch der Wald, das Meer, die Flüsse und Teiche geben Fische und andere Wassertiere, welche auf mannigfaltige



Baumhaus.

Weise gefangen werden. Die Felder werden zunächst von Gebüsch und Strauchwerk gereinigt und dann mit spitzen Hölzern bearbeitet und mit einem Zaun gegen die Wildschweine verjeht. Kokospalmen sind fast in allen Dörfern zu finden, selten sieht man sie außerhalb derselben. Die Eingeborenen ziehen auch ziemlich guten Tabak, den sie getrocknet und in Cigarrenform in ein Blatt gewickelt rauchen.

Hühner besitzen sie wenige. Ihre Schweine, für die sie keine Ställe bauen, haben den gestreckten Körper, langen Kopf und die rotbraunen Streifen (wenigstens die kleinen) der Wildschweine, und gehören offenbar zu dieser Klasse. Außerdem kommen als Haustiere Hunde vor — die indische Jagdhundrasse —, welche auch gegessen werden.

Ihre Fahrzeuge fertigen sie an aus ausgehöhlten Baumstämmen, auf denen sie einen Bretterrumpf festbinden; die Ritzen werden dicht verkittet. Bei verschiedener Größe haben sie eine Tragfähigkeit von 2—20 Mann und mehr. An der Küste haben die Fahrzeuge auf der einen Seite Ausleger und eine Plattform mit etwas Sand oder einem alten Topf als Feuerherd. Die Topfhändler von Bilibili haben auch noch Reusen auf ihren großen Handelsfahrzeugen. Die Segel sind selbstgefertigte grobe Matten, an denen sich einige Quasten befinden. Auch die Mastspitze wird gewöhnlich verziert. Die Ausleger liegen beim Segeln stets nach der Windseite. An den meisten Kanoes ist mehr oder weniger Schnitzerei angebracht, der Bretteraufsatz ist häufig bemalt. Am Augusta-Fluß sah ich schön gearbeitete Kanoes ohne Ausleger bis zu einer Länge von 50'. Das Vorder-

teil trägt an der Spitze meistens Schnitzarbeit, welche einen Krokodilkopf, einen Vogel oder einen Menschen und dgl. darstellt. An einigen Stellen — in der Nähe des Gebirges — bemerkten wir auch Kanoes mit Masken auf einem aufrechtstehenden Brett.



Papuafrauen mit Hunden.

Die Melanesier sind bekanntlich gute Holzschnitzer und Maler; auch die Geschicklichkeit und Ausdauer der Eingebornen in Kaiser-Wilhelms-Land muß man bewundern, und das um so mehr, als sie ihre vielen und feinen Schnitzarbeiten mit rohen, primitiven Werkzeugen herstellen.

Die Papua wurden früher samt und sonders für Kannibalen gehalten; ob auch unsere Landsleute in Kaiser-

Wilhelms-Land Menschenfresser sind, das hatte, so lange ich dort war, noch niemand entdeckt. Sklaven scheinen die Eingeborenen nicht zu besitzen; die Sklaven sind leider auch bei ihnen die Frauen. Bei Finschhafen traf ich eine junge Witwe mit ihrem Kinde in einer elenden Hütte, welche sie monatelang bei Todesstrafe nicht verlassen durfte.

Neu-Guinea wurde schon 1526 entdeckt, und zwar von dem Portugiesen Jorge de Meneses. Seitdem ist es von den verschiedensten Nationen an der ganzen Küste besucht worden, aber keine faßte bleibend Fuß auf der großen und vielfach so schönen Insel. Und warum nicht? Unstreitig darum nicht, weil sie schon bei flüchtigem Besuch an der Flora und den Eingeborenen erkannten, daß Neu-Guinea nicht so wertvoll sei, wie manche andere Insel, in deren Besitz sie gelangen konnten, und daß es nicht sobald Gewinn bringen würde. Jeder Staat sucht natürlich nur um des Vorteils willen Kolonien zu erwerben. Die Niederlande und England sind durch ihre Kolonien sehr reich geworden. Kaiser-Wilhelms-Land ist zwar zum größten Teil fruchtbar, aber was findet man dort vor? Fast nichts für die Kompanie; sie muß erst säen und pflanzen, und das ist eine Geduldsarbeit. Sie muß Plantagen anlegen, welche viel Geld kosten; außerdem hat sie auch die Verwaltungskosten des Landes zu tragen; in Folge des ungesunden Klimas werden die Kulis und Beamten schnell arbeitsunfähig oder sterben; dazu kommt, daß das Land äußerst schwach bevölkert ist, am besten noch an der Küste (?), und daß die Eingeborenen auf einer niedrigen Kulturstufe stehen und so gut wie gar keine Bedürfnisse haben, deren Befriedigung der Kompanie

Nutzen bringen könnte. Handel besteht infolge dessen gar nicht und für regelmäßige Kuli-Arbeit auf den Plantagen haben die Leute noch keinen Sinn. Die Kulis müssen daher eingeführt werden, was sehr schwierig und kostspielig ist.

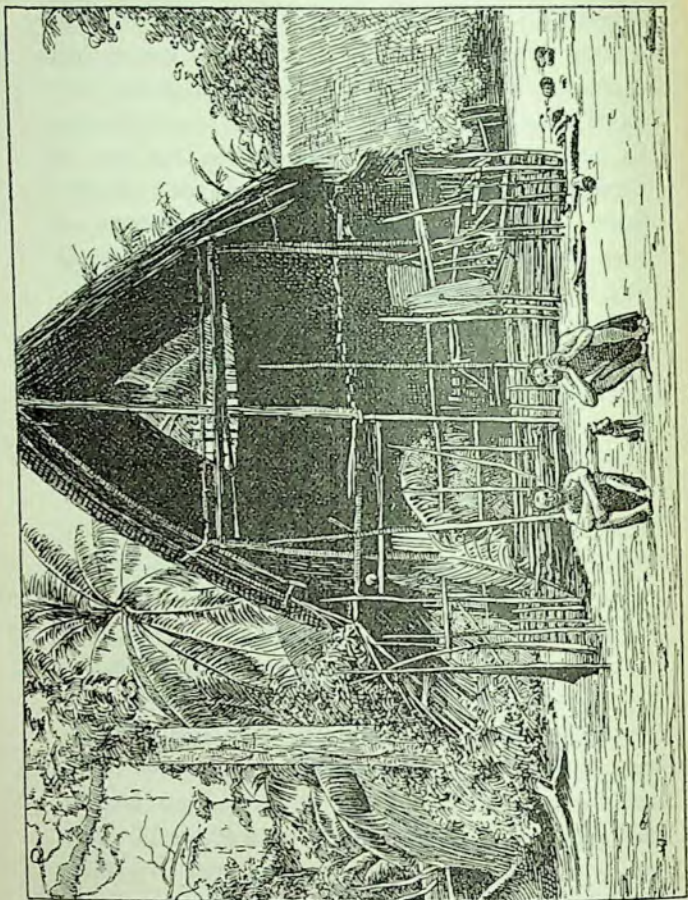
Als ich in Kaiser-Wilhelms-Land war, wurde viel davon geredet, daß die Kompanie ihr Hauptaugenmerk darauf richte, das Land an große Unternehmer und reiche Farmer zu verkaufen oder zu verpachten, weshalb das Land geschlossen blieb, bis die Kompanie sich genügend orientiert hatte, denn man erwartete großen Zuzug, besonders von den Deutschen in Australien, aber als das Land geöffnet wurde, kam niemand, nicht einmal ein Goldsucher. In der Südsee sind die Eingeborenen — wie in Amerika die Indianer — von den Europäern vielfach überlistet und um ihr Eigentum an Grund und Boden gebracht worden. Ein mit den Verhältnissen vertrauter Mann sagte uns: „Bei jedem Kontrakt giebt es eine Klausel. Der Strandsaum wird gekauft — indes ist alles Land, was hinter diesem Saum nach dem Innern zu liegt, gemeint. — Die Berge können wir nicht gebrauchen. Wenn im übrigen jemand 100 Hektare Land kauft und bezahlt, dann bekommt er sie, sie mögen liegen, wo sie wollen. Das ist der Kampf ums Dasein. So hat man es überall in der Südsee gemacht. Wer sichs nimmt, der hats, darüber wird weiter nicht gerichtet.“ Die Eingeborenen in die Berge zu jagen und so verschwinden zu lassen, ist abgesehen von der Ungerechtigkeit, welche in einem solchen Verfahren liegt, sehr unklug; mir kommt das vor, als wenn eine unverständige Hausfrau ein legendes Huhn schlachtet. Es gilt, die Eingeborenen zu schonen und zu

kultivieren, denn sie sind ein Kapital, das zu seiner Zeit Zinsen tragen wird. Schont man sie nicht, dann sind sie obendrein zu fürchten.

In Queensland, wo die Eingeborenen auf einer noch viel tieferen Stufe stehen wie die Papua in Kaiser-Wilhelms-Land, hat man sich früher mit den verkommenen Leuten nicht eingelassen, sondern Plantagen angelegt und Kulis eingeführt. Was ist aber aus dem Plantagenbau geworden? Eine Unternehmung nach der andern ist zu Grunde gegangen. Queensland ist dabei in den meisten Strichen viel gesunder wie Kaiser-Wilhelms-Land, so daß es auch europäische Arbeiter dort aushalten können. Durch Schaden klug geworden, ist jetzt die Queensländer Regierung bemüht, die zerstreuten Eingeborenen auf großen Reservationen von 50 bis über 100 englische Quadratmeilen Größe zu sammeln und unter den Einfluß der Mission zu stellen, denn das wissen die Engländer aus langjähriger Erfahrung, daß sich die evangelischen Missionare am besten zu Erziehern und Kultivatoren der Naturvölker eignen. Hoffentlich lernen das auch die Deutschen in ihren Kolonien einsehen, und vielleicht am ersten in Kaiser-Wilhelms-Land.

Wer die Eingeborenen zu brauchbaren Menschen erziehen will, der muß 1. ihrer Sprache mächtig sein, so daß er ihnen alles klar und verständlich machen kann. Beamte sind aber meistens nur auf einige Jahre kontraktlich verpflichtet, im Lande zu bleiben. Von einer gründlichen Erlernung der Sprache kann bei ihnen daher kaum die Rede sein, um so weniger, als sie mit den Eingeborenen zu wenig in Berührung kommen und oft aus einem Sprachgebiet in

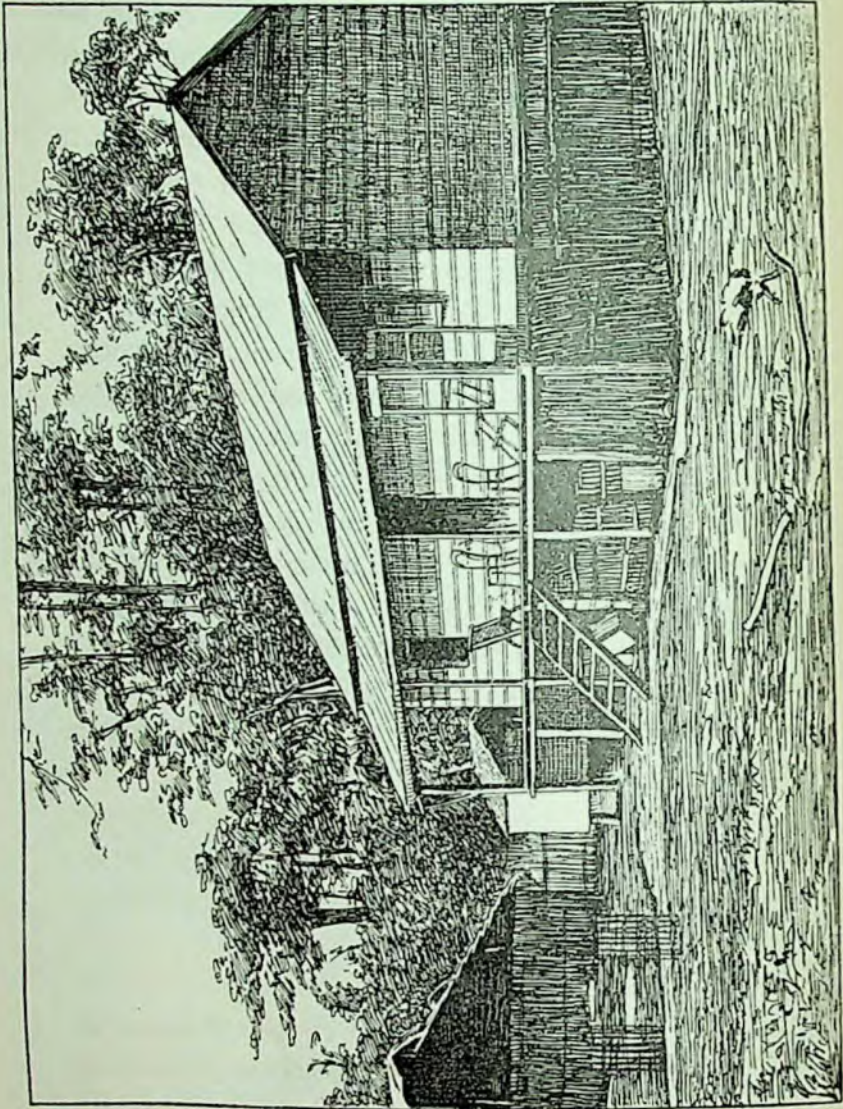
das andere versetzt werden. Der Erzieher muß 2. das volle Vertrauen der Eingeborenen besitzen, um sie von der Wahrheit und Vortrefflichkeit dessen zu überzeugen, was er ihnen zu bringen sucht. Die mißtrauischen Papua schenken aber, wie es scheint, ihr Vertrauen nicht leicht einem Fremden, am allerwenigsten dann, wenn sie merken, daß man sie übervorteilt. Ganz anders verhält es sich mit dem Missionar, obwohl es auch Missionare giebt, die es nicht verstehen, die Eingeborenen zu erziehen. Des Missionars einzige Aufgabe und zwar seine Lebensaufgabe besteht ja darin, durch die Kraft des Evangeliums die Eingeborenen zu ganz anderen Menschen heranzubilden. Darum läßt er sich unter dem Volke nieder und giebt sich alle Mühe, seine Sprache zu erlernen. Er hat das Volk lieb; er wirkt unter demselben wie ein Vater unter seinen Kindern, erweist ihm tausendfältig Gutes, steht allen mit Rat und That bei, ermuntert sie zum Guten und rügt das Böse. Diese seine väterliche Gesinnung und selbstlose Hingabe an das Volk erkennen die Leute an, sie lernen ihn auch lieben und schenken ihm je länger desto mehr auch ihr Vertrauen. Er beschäftigt sich aber nicht nur mit den Erwachsenen, sondern auch mit den Kindern, sucht sie in die Schule zu bringen und zu unterrichten und zu erziehen. Das thut er viele Jahre hindurch, vielleicht sein ganzes Leben lang. Wie kann es da anders sein, als daß ein solcher Mann ein Segen für das Volk wird; ja die Eingeborenen sehen ihn fast an wie einen der ihrigen; sie achten, ehren und lieben ihn. Die Missionare beginnen mit ihrer Erziehung und Kultivierung von innen und außen; in dem Grade, wie die Leute innerlich



Griff © Gahr auf Wergblinn

anders werden, wird sich das auch nach außen hin in ihrem Thun und Lassen zeigen. Auch zu Arbeitern erziehen wir sie, das haben wir immer gethan, aber zu ihrem eigenen Wohl; wollen sie für Lohn auf den Plantagen arbeiten, dann werden wir uns mit den rechtschaffenen Unternehmern freuen. Zwang macht die Leute apathisch, aber wenn sie sich frei fühlen und sehen, daß es möglich ist, aus ihrer Armut, aus ihren Schulden, aus ihrer Knechtschaft und Sklaverei herauszukommen, dann regt sich in den Meisten Leben und Energie. Man soll also die Eingeborenen nicht knechten, nicht übervorteilen, und nicht aus dem ihnen gehörigen Lande verdrängen, sondern sie vielmehr mit Liebe und Geduld verständig und gerecht behandeln, ihnen bei ihren Dörfern so viel Raum lassen, daß sie sich Felder und Plantagen anlegen und Viehzucht treiben können, und der Mission keine Hindernisse bereiten, sondern sie unterstützen und ihr die nötige Freiheit gewähren, dann werden auch aus unsern Landsleuten in Kaiser-Wilhelms-Land noch einmal brauchbare Menschen werden. — Die erste Missionsstation wurde in Bogadjim gegründet.





Im Bismarckarchipel.

Wie unrichtige Karten entstehen. Wir fahren ja doch auf das
Zitt. Ein Vater mit seinen beiden Söhnen und eine Mutter mit
ihren beiden Töchtern. Civilisirte Hoheit.

Der Herr Landeshauptmann, welcher wichtige Geschäfte
im Bismarckarchipel abzuwickeln hatte, machte meinem Kollegen
den Vorschlag, mitzureisen, um sich zu erholen; ich benutzte
die Gelegenheit und schloß mich an. So fuhren wir denn
am 23. September morgens 8 Uhr von Hatsfeldhafen in
östlicher Richtung ab. Am Nachmittage dampften wir nörd-
lich von Dampier vorüber. Den 24. sahen wir morgens
Long-Island, dann auch die Inseln Lottin, Ruf und Tupinier
und die N.-W.-Ecke von Neu-Pommern mit einem 2200 m
hohen Berg, den ich bei klarer Luft auch schon von Finsh-
hafen aus in blauer Ferne hatte schimmern sehen. Mittags
passierten wir an der Backbordseite das Wirbelwindriff, auf
welches brausend die Wellen schlugen von allen Seiten.
Dr. Eich bekam Fieber. Nach 2 Uhr sahen wir vor uns
die Insel Merite, welche sehr hoch ist; wir passierten sie erst
abends 9 Uhr. Von abends 7 bis morgens 7 fuhren wir
in dem unbekanntem Gewässer nicht einmal mit halber Kraft.
Sonntag den 25. hatten wir des Morgens Land vor uns.
Nach der vorhandenen Karte hätten das die Inseln sein

müssen, welche unter dem 150. Meridian dort verzeichnet stehen; wir konnten jedoch keine Inseln entdecken und fuhren deshalb von 7 Uhr ab mit Bolldampf nach Süden zu, später ostwärts an der Küste entlang, bis wir mittags um 1 Uhr in einer schönen, geschützten Bucht vor Anker gingen, zu unseren Häupten ein schönes, hohes Gebirge mit zwei Gipfeln, von denen der eine einen offenen, nackten Krater zeigte, aus dem bis ziemlich weit herunter die Lava zu Tage tritt, der andere zwar auch Kraterform hat, aber bewaldet ist. Fünf total nackte Menschen kamen an die Seite unseres Schiffes. Die Gegenstände, welche sie mit sich führten, erinnerten teilweise an Neu-Guinea. Am Morgen des 26. dampften wir weiter in gespannter Erwartung, wie sich die sehr unrichtige Karte enträtseln werde. Wir haben jedoch keine einzige von den verzeichneten Inseln gefunden. Abends $\frac{1}{2}$ 6 Uhr waren wir auf der Ostseite des Vulkans angelangt, auf dessen Westseite wir nachts vorher vor Anker gelegen hatten. Der Krater rauchte, und unterhalb der kahlen Lavafläche stieg eine mächtige Dampfsäule in die Höhe; dieselbe rührte wahrscheinlich von einer heißen Quelle her. Auch ungefähr eine Stunde weiter nördlich sahen wir gewaltige Dampfsäulen stoßweise aufsteigen. Es fiel ein heftiger Regen, und dann brach auch bald die Nacht herein. Wir konnten jedoch wegen der Tiefe nicht vor Anker gehen, sondern mußten treiben. Die Inseln, welche wir suchten, hatten wir also noch immer nicht gefunden, anstatt dessen aber eine lange Halbinsel mit pyramidenartigen, wunderschönen, hohen Bergen, zwischen denen flache, schmale Niederungen lagen. Offenbar hat man früher beim Blick auf diese Berge die Niederungen

übersehen, und so sind auf der Karte die nicht existierenden Inseln entstanden. Auf der Halbinsel wohnen sehr wenige Menschen.

Als ich am 27. morgens früh aufs Hinterdeck kam, traf ich den Kapitän dort allein. Nach einer kurzen Unterhaltung über unsere weitere Fahrt stieg er mit den Worten: „Wir wollen sehen, wie weit wir heute kommen,“ auf den Beobachtungsplatz auf der ersten Maa im Mast. Der Dampfer fuhr los und zwar mit halber Kraft, denn das Fahrwasser war nicht ganz geheuer. Nach $\frac{1}{4}$ Stunde rief der Kapitän „Stop! Zurück!“. Für sich selbst aber hörte man ihn unter dem Mast leise sagen: „Wir fahren ja doch drauf!“ und richtig, nach einigen Sekunden fühlten wir einen ziemlich heftigen Stoß. Das Schiff war auf ein Riff aufgefahren und saß trotz der langsamen Fahrt und der Kommandos so fest, daß die Wassermarke vorn am Schiff bei 4' über Wasser war. So ein Dampfer ist unmöglich plötzlich zum Stehen zu bringen.

Wir gingen nach vorn, um uns von dem, was geschehen war, genauer zu überzeugen. Wir sahen unter uns, nur wenige Fuß unter der Oberfläche des Meeres, ein großes Riff, neben demselben eine klare Tiefe von 45 Faden. Eine Viertel Stunde nach dem Auffahren bemerkten wir ringsumher ein Riff neben dem andern. Alle diese Riffe hatte der Kapitän vorher nicht sehen können, weil das Meer des Morgens bei dem niedrigen Stande der Sonne eine gleichmäßige Farbe hat. Dazu kam, daß wir der Sonne entgegenfuhren und so ihrem grellen Schein ausgesetzt waren. Warten wäre also auch hier Eile gewesen.

Man versuchte alsbald, das Schiff wieder flott zu machen. Unzählige Male wurde Kontredampf gegeben, aber alles war vergeblich. Von der Flut war nicht allzuviel zu hoffen, weil dieselbe hart unter der Linie viel unbedeutender ist wie in der gemäßigten Zone. Wir hofften aber trotzdem, daß wir mit der Flut von dem Riff loskommen würden. Es wurde daher in Ruhe gefrühstückt. Die Schiffsführer waren sogar sehr gemüthlich; sie waren ja daran gewöhnt, auf Riffe zu geraten, besonders, wenn der Landeshauptmann an Bord war. Drei Herren Passagiere gingen aufs Riff und suchten allerlei Tiere.

Nach dem Mittagessen begann die Arbeit aufs neue. Die ausgeworfenen Anker saßen in dem Korallengrund nicht. Später fing es an zu regnen, was die Arbeit auch sehr erschwerte. Das kleine Töchterchen des Landeshauptmanns meinte ganz naiv: „Jetzt giebt es aber viel Wasser, dann kommen wir los.“ Der Kapitän wurde äußerst unangenehm, als er sah, daß alle Bemühungen umsonst waren. Um seinem Ärger Luft zu machen, kam er auf das Hinterdeck und fuhr über einen jungen Herrn wegen einer tags zuvor geschenehen Äußerung entsetzlich her. Ich hütete mich sehr, ihm meine Gedanken zu verraten, nämlich, daß es gut sein möchte, die Segel zu spannen; vielleicht triebe der ziemlich starke Wind das Schiff vom Riff herunter. Erst nachdem bis zum Nachmittag des nächsten Tages alles Mögliche versucht worden war, und wir den Buganker mit einer 50' langen Ankerfette, ein kostbares Rettungsboot und beinahe auch noch ein paar Matrosen verloren hatten, wurden bei nochmaligem Wind und Regen die Segel gespannt, und

siehe da: das Schiff wurde flott nachmittags $\frac{1}{2}$ 5 Uhr, nachdem wir zwei Tage und eine Nacht auf dem Riff gefessen hatten, ohne daß uns ein menschliches Wesen nahe gekommen wäre. Unsere Hoffnungslosigkeit war von Stunde zu Stunde gestiegen, und nun sahen wir uns mit einem Male frei. Das war ein Jubeln an Bord! Ich schrieb etwas in mein Tagebuch von der „köstlichen Freiheit“ und dachte an die Herzensfreude und den Jubel der durch Jesum Christum aus Satans Banden freigemachten mühseligen und beladenen Seelen.

Nach allerlei durch den Unfall notwendig gewordenen Arbeiten konnten wir endlich am 29. morgens $\frac{1}{2}$ 7 Uhr weiter fahren. Für die überstandenen Sorgen und Befürchtungen wurden wir bald durch das prächtige landschaftliche Bild, welches sich uns darbot, entschädigt. Die Nordküste von Neupommern ist überhaupt wohl die schönste von allen, welche ich gesehen habe.

Nachmittags setzten wir Kurs auf „Vater“ und „Südjohn“, zwei rauchende, steile Keigelberge. Der letztere hat viele von oben nach unten laufende Schluchten und tiefe Furchen. Auf der Südseite ist er grün bis oben an den Krater, aber je höher hinauf, desto kürzer wird das Grün, wohl nur noch Sträucher; die Nordseite dagegen ist kahl, teils braun teils schwarz; ein leichtes Rauchwölkchen stieg auf. Bei dem „Vater“ war die obere Hälfte mit kupferbrauner und aschfahler Lava bedeckt. Die Beleuchtung war schon am Nachmittage herrlich, aber unbeschreiblich wurde die Pracht, als die Sonne mit seltener Schönheit in die Fluten tauchte und den „Vater“, besonders den Lavateil, in ein wunder-

schönes Rosa kleidete, welches zuletzt in violett und dann in grau überging. Fast sprachlos standen wir auf dem wild schaukelnden Schiffe, um dieses großartige Schauspiel der Natur zu bewundern. Der Mond stand leuchtend zwischen den beiden Bergen, zwischen denen am nächsten Morgen auch die Sonne aufging. Am Strande rauchten die Feuer der Eingeborenen, die vielleicht die ganze Nacht Wache gehalten hatten, und 1200 m und 1000 m hoch über ihnen rauchten die Essen des „Vaters“ und des „Südsohns“. Doch Adieu „Vater“ und „Sohn“, wir müssen weiter und hegen den Wunsch, daß ihr diese schöne Gegend nicht verwüftet, bevor der Bräutigam kommt, um seine Braut zur Hochzeit abzuholen!

Der „Nordsohn“ ist nicht besonders hoch, aber er hat eine interessante Gestalt. Er bildet einen Kessel mit schneidigem Grat rundum, mit einer Öffnung auf der Nordseite; hier dringt das Meer in den Kessel ein und bildet eine kleine Bucht.

Wir fuhren in nordöstlicher Richtung weiter, direkt auf Kap Lambert zu. Nachdem wir bei langsamer Fahrt eine Unmenge von Riffen passiert hatten, langten wir am nächsten Tage mittags um 12 Uhr vor dem Weberhafen an. Die Umgebung der großen Bai ist wunderschön. Rings steigt das wellenförmige Hügelland sanft an, so daß man einen weiten Blick ins Land hat. Im Osten erhebt sich am Horizont der 560 m hohe Barzinberg. Rechts am Eingange in die Bai wohnen zwei Gehilfen (teacher) der australisch-wesleyanischen Mission. Die größte der vor der Bai liegenden Inseln Urara ist flach und bewohnt und mit vielen

Kokospalmen bestanden. Ostlich von der Bai sieht man im ganzen Lande viele Kokospalmen und eine Menge von großen und kleinen Niedgrasflächen, denn diese Gegend ist gut bevölkert. Die Maninsel ist ziemlich groß und von mittlerer Höhe, mit Kokospalmen und Niedgras bewachsen wie das Festland.

Der Maninsel gegenüber stehen am Strande entlang europäische Wohnhäuser: eine Missionsstation der eben genannten Gesellschaft in Kabakada nebst einigen Außenstationen; eine Station der katholischen Mission und mehrere Handelsstationen. Wir erreichten bald die Gazellenhalbinsel, auf der die drei kegelförmigen Berge „Mutter“, „Nord-“ und „Süd-Tochter“ steil aus dem Meere emporragen. Tiefe Mulden ziehen sich zwischen denselben hin. In der Niederung zwischen „Nord-Tochter“ und „Mutter“ liegt am Meere eine Außenstation der mehrgenannten Mission. Der Lehrer stand gerade in der Thür seines Häuschens, als wir vorüberfuhren. In der Nähe der „Mutter“ sahen wir die „Ottilie“ von Matupi kommend nach Miofo fahren. Sie hatte auch uns bald bemerkt, machte kehrt und kam uns entgegen. Sie setzte ein Boot aus; beide Schiffe hielten still; Kapitän Rajch und der im Bismarck-Archipel auf Kosten der Neu-Guinea-Kompanie stationierte Gerichts-Assessor Schmiele kamen mit der Post an Bord. Nach kurzen Austauschungen dampften beide Schiffe weiter. Die „Ottilie“, schneller als die „Szabel“, überholte uns bald und steckte uns zum Spott einen Besen heraus und fuhr auf einem anderen Wege als wir nach Miofo, wo wir am Samstag abend, den 1. Oktober, ankamen.

In der Abendstille gab ich mich alten Erinnerungen hin.

Es war ein 1. Oktober (1865), als ich mich für den Missionsberuf meldete, und ein 1. Oktober (1871), als ich auf meiner Reise nach Nias zwischen Kanaria und Teneriffa durchfuhr und jetzt wiederum ein 1. Oktober im Bismarck-Archipel. Welche Erfahrungen lagen doch zwischen dem 1. Oktober 1865 und dem 1. Oktober 1887! Lob und Dank erfüllte meine Seele.

Mioko ist eine kleine flache Insel, bestanden mit Kokospalmen und gut bevölkert, aber von einem indolenten, armen Volke, welches unter zwei Häuptlingen steht, von denen der eine den Osten, der andere den Westen regiert. Nur die nordöstliche Ecke, wo ursprünglich die Handelsstation lag, heißt bei den Eingeborenen Mioko. Das frühere Haus Godefroy, dessen Schiffe schon vorher den Bismarckarchipel durchkreuzten, gründete hier 1876 eine Niederlassung. An Stelle der Firma Godefroy ist bekanntlich die „Südsee-Handels- und Plantagen-Gesellschaft“ getreten. Ihre Centralstation ist Mioko, wozu gegen 20 Außenstationen gehören. Der Chef der Gesellschaft, Herr H., beherbergte uns sehr freundlich.

Im Jahre 1882 siedelte F., ein Amerikaner, von dessen Lebenswandel und Behandlung der Eingeborenen uns unglaubliche Dinge erzählt wurden, nach Kalun auf Neu-Britannien über, wo er schon eine große Strecke Landes für sich erworben hatte, und gründete dort mit einigen Herren aus Sydney ein eigenes Geschäft. Einige 100 000 Hektare Land nannte er sein eigen. Als nun die Neu-Guinea-Kompanie von der Insel Besitz nahm und an seinem rechtmäßigen Erwerb des Landes zweifelte, besorgte er sich von

dem amerikanischen Konsulat in Sydney einen jungen Kommiss als Konsul nach Malun, den er besolden muß und — da er sonst für denselben keine Arbeit hat — als Kommiss gebraucht. Er hat das Geschäft dem Namen nach mit Herren aus Sydney. Er lebte damals schon seit zwei Jahren in Sydney, so elend, daß er, wie mir gesagt wurde, nur durch Morphium aufrecht erhalten werden konnte. Herr P., ein ehrenwerter Skandinavier, ist Geschäftsführer und hat seit 1882 in Malun, welches die Centralstation der Firma F. und Komp. ist, mit vielem Geschick eine großartige Plantage angelegt, nämlich Baumwollenstauden in unzähliger Menge, von denen er schon in einem Jahre 20 Tonnen geerntet hatte. Leider regnet es in Malun merkwürdig wenig, weshalb die Sträucher dürrer aussahen. Mit Beginn der Regenzeit läßt er alle Zweige abschneiden, weil die jungen Schößlinge besser tragen. Ich sah auch eine Anzahl Kapokbäume und mehrere hundert Orangen- und Citroneubäume. Versuchsweise hatte er auch 4000 Kaffeebäumchen angepflanzt, von denen er bereits eine gute Ernte eingeheimst und Fürst Bismarck eine Probe geschickt hatte. Außerdem standen 14 000 Kokospalmen auf der Plantage, in schönen Reihen 32' voneinander, zwischen je zwei Reihen vier Reihen Baumwollensträucher je 6' voneinander, den Berg hinauf; auf der Höhe hatten die Kaffeebäumchen ihre Stelle gefunden, je 8' voneinander entfernt. Ob dieser Kaffee längere Jahre gut gedeiht, ist noch fraglich, weil der arabische Kaffee höherer Berge bedarf.

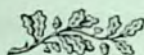
Auf Matupi, der Centralstation von F. und Komp., 20 Seemeilen von Mioko entfernt, stehen ungefähr so viele

Gebäude wie auf der Handelsstation in Mioto; man findet dort sogar ein Hotel mit einer Kegelbahn. H. hatte sich 1876 zuerst auf der Insel Makara, nördlich von Neu-Lauenburg niedergelassen, wegen des ungesunden Klimas verlegte er jedoch später sein Etablissement nach Matupi. Die Station liegt leider arg eingezwängt von den Wohnungen der Eingeborenen, deren fast 1000 auf der kleinen Insel wohnen sollen. Herr H. reiste gerade mit der Ottilie nach Nuja an der Nordspitze von Neu-Mecklenburg ab, als wir ankamen. Ein Herr B. führte uns auf der Insel umher, um uns alles Sehenswerte zu zeigen; nach dem Frühstück hatte er die Freundlichkeit, mit uns nach den „Bienenkörben“ zu fahren, zwei hohen, aus Bimssteinen und Lavaasche bestehenden Felsen im Meere, an deren Fuße einige Eingeborene in elenden, kleinen Hütten auf großen Steinen wohnen. Zwei junge, wilde Frauen kletterten mit großer Geschwindigkeit über 100' an dem einen steilen Felsen hinauf, während sich von dem anderen Felsen ein Mann ca. 20' hoch ins Meer stürzte, alles, um etwas Tabak zu erhalten, den die Besucher gewöhnlich ins Meer werfen; die Eingeborenen — auch Frauen — springen schnell aus ihren Booten ins Meer, tauchen geschickt unter und holen sich den Tabak heraus. Von den Bienenkörben fuhren wir nach einem Creek mit warmem Wasser — man kann eben noch die Hand hineinhaltend — und von dort nach der Farm, auf welcher H. außer einem Pferde 45 Stück schönes Rindvieh hielt. Für frische Milch und Butter ist also gesorgt. Da zugleich ein Chinese, welcher als Gärtner angestellt ist, prächtiges Gemüse zieht, so haben die Herren in Matupi eine gute, ge-

sunde Tafel. Matupi liegt in der schönen Blanche-Bai, welche offenbar durch vulkanische Eruptionen entstanden ist, wie die ganze Umgebung deutlich zeigt. Zwischen Mutter und Südtochter liegt auf der Seite der Bai ein kleiner Berg mit einem großen Krater, welcher noch an zwei Stellen raucht. Auf der Buchseite ist er offen, so daß man gut hineinsehen kann; er sieht zum Teil aus wie reiner Schwefel; am Rande des Kraters ist es sehr heiß; die Außenseiten sind mit braunem und schwarzem Geröll bedeckt. Dieser Krater ist erst 1873 entstanden. Der obere Teil des Berges stürzte ein, während sich auf der anderen Seite in der Bai eine Insel, an Größe und Form Matupi gleich, aus dem Meere erhob. H. und Komp. haben auch ca. 20 Außenstationen.

Im ganzen sollen die drei genannten Firmen auf ihren Haupt- und Nebenstationen gegen 90—100 Europäer beschäftigen. Früher haben sie sehr gute Geschäfte gemacht, zu meiner Zeit ging es schlecht. Der Handelsneid ist schändlich. Als die Schiffe von Nusa zurückkehrten, hörten wir, daß dortige Händler aufeinander geschossen hätten. Mancher Händler soll auch auf Anregung eines anderen von den Eingeborenen ermordet worden sein. Viele scheinen auf der letzten Stufe ihres verfehlten Lebens angekommen zu sein, weshalb sie ihr und anderer Menschen Leben für nichts achten; ihren Trost suchen sie in der Ginfflasche und in den eingeborenen Frauen, deren sie sich wohl bis zu fünf halten. Traurige Dinge sind mir von dem Leben der in der Südsee zerstreuten Weißen erzählt worden; sie sind vielfach derart, daß man sie nicht erzählen kann; dort sind sie jedoch an der Tagesordnung und bilden die gewöhnlichen Gegenstände der

Unterhaltung. Fern von der civilisirten Welt meinen solche gottentfremdeten Leute sich alles erlauben zu dürfen. Ich habe unglaubliche Beispiele von civilisierter Roheit erzählen hören. Möchten doch christliche Eltern ihre Söhne nur ja nicht in diese versuchungsvolle Welt hinausziehen lassen ohne eine gediegene christliche Frau! Vor Jahren wurde viel geschrieben von dem Schutze, den man den Händlern unter den rohen Völkern müsse angedeihen lassen; das ist gut und schön, aber man sollte doch auch den Schutz nicht vergessen, dessen die Eingeborenen gegenüber vielen Weißen dringend bedürfen!



Evangelische und katholische Mission im Bismarckarchipel.

Im Bismarckarchipel besteht eine australisch-westleyanische und eine katholische Mission. Von der ersteren haben wir alle weißen Missionsgeschwister und auch zwei von den drei Hauptstationen kennen gelernt. Am 4. Oktober fuhr ich mit Br. Eich in einem Segelboot nach der Missionsstation Port Hunter, welche auf der Nordküste der Duke of York-Insel, dem jetzigen Neu-Lauenburg, liegt. Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr kamen wir bei Missionar Rooney an. Die Station, von dem in Missionskreisen bekannt gewordenen Mr. Brown gegründet, bestand zur Zeit unserer Anwesenheit neun Jahre. Sie liegt auf einer vorspringenden Ecke neben einer kleinen Bai, etwa 100' über dem Meere auf Korallenfels, Neu-Mecklenburg gegenüber. Das für zwei Familien eingerichtete Haus ist von einer Koutschgrasfläche umgeben, auf welcher einige Kühe grasen. Am Fuße dieses Hügels nach Süden hin war früher an der Bai ein Platz „tabu“, weil dort Menschen gefressen wurden; derselbe durfte nur zu diesem Zweck betreten werden. Die Mission hat ihn teuer gekauft. Jetzt führt ein Weg über den Platz, den wir auch zweimal passierten. Missionar Rooney stand bereits 24 Jahre im Missionsdienst, früher in Witi, wo es jedoch nicht gesund

ist. Er widmete sich uns ganz. Sonderbarerweise zeigte sein Gesicht nie ein Lächeln, während seine Frau ein heiteres Gemüt hatte. Sie war schon drei Jahre dort und hatte noch kein Fieber gehabt.

Zu dieser Station mit ihren Außenstationen gehörten damals 400 Getaufte, worunter 250 members waren; 17 Gehilfen (teachers), davon vier in Neu-Mecklenburg; 500 Schüler in den verschiedenen Schulen. Die Gehilfen aus Witi und Samoa sind kräftige Gestalten, so auch ihre Frauen. Obwohl die Witianer ein Mischvolk aus Melanesiern und Polynesiern sein sollen, so haben sie doch das feste, in die Höhe stehende, sich ringelnde Haar der melanesischen Rasse. Sowohl die Lehrer von dort als auch die eingeborenen Christen tragen es 1—2" lang und schön glatt geschnitten, was gut aussieht; man kann daran die Christen auf den ersten Blick von den Heiden mit ihren abscheulichen Haarköpfen unterscheiden. Die Samoaner haben als Polynesier glattes Haar, wie die ihnen nahestehende malayische Rasse. Die jüngeren Gehilfen sind bei den älteren angestellt und werden von denselben noch weiter ausgebildet. Mittwochs kommen die angehenden Gehilfen mit den Gehilfen zu einer Art Examen bei dem Missionar auf der Station zusammen. Da wir an einem Dienstag dort waren, verlegte Mr. Rooney das Examen auf diesen Tag. Es waren zwölf Lehrer aus Witi und Samoa, 31 Eingeborene und je zwei Frauen aus Witi und Samoa zugegen. Sie sangen, lasen und rechneten gut. Den Gesang leitete Frau Rooney. Die Missionare haben auch Witi-Tänze und -Gesänge eingeführt, deren Wert zweifelhaft erscheint. Im Jahre 1887 wohnten

auf Neu-Lauenburg noch 2000 Menschen; von diesen waren aber in den letzten drei Monaten vor unserer Anwesenheit 206 gestorben, meist an Dysenterie, während — im Vorjahre — 76 geboren worden waren. Die Neu-Lauenburger waren früher solche furchtbaren Menschenfresser, daß sie die gegenüberliegende Küste von Neu-Mecklenburg fast ganz entvölkert haben; jetzt werden auch von den Heiden der Insel keine Menschen mehr verzehrt, infolge des Einflusses der Mission.

Am nächsten Tage besuchten wir — wieder von Mioko aus — die Station Kaluana, auf der Missionar Richards steht. Er hatte früher zwei Jahre bei Missionar Brown auf Port Hunter gewohnt und vor fünf Jahren Kaluana gegründet. Diese Station ist in ihrer Anlage derjenigen von Port Hunter sehr ähnlich. Wir hatten das Glück, in Kaluana das freundliche Missionsehepaar Oldham von Kabakada zu treffen. Missionar Danks hatte diese Station vier Jahre vorher gegründet. Von einem gefährlichen Häuptling, in dessen Gebiet er 1886 die Albatros-Mannschaft geführt hatte, bedroht, war er zunächst nach Port Hunter und von dort nach Australien geflohen. An seine Stelle waren Oldhams — noch blutjunge Leutchen — seit einigen Monaten getreten. Kaluana mit zwölf Gehilfen (zwei in Matupi) und Kabakada mit neun Gehilfen zählten zusammen 400 Getaufte.

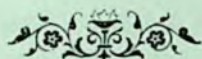
Die Missionare rauchen nicht und trinken weder Bier noch Wein; sie verbieten dies auch den Christen. Sehr tiefgehend soll die Veränderung der Neophyten nicht sein. Das konnten wir nicht beurteilen; wir mußten jedoch an-

erkennen, daß die Mission in den wenigen Jahren viel geleistet hat. Sollte das hauptsächlich äußerer Firnis sein ohne inneres Leben, dann hat das Ganze freilich wenig Wert; die Christen erwarten die Seligkeit und erreichen sie vielleicht nicht; das Gemeinde-Fundament ist faul, was sich zur Schande des Missionars rächen wird. Wir konnten indes darüber nicht urteilen, vielleicht auch die Kaufleute nicht, welche am allerwenigsten berechtigt sind, einen Stein auf die Missionare zu werfen.

Man war sehr gegen die Landankäufe der Mission, aber so große Strecken, wie die Kaufleute besitzen, haben die Missionare bei weitem nicht. Mehr, wie sie für ihre Gehilfen nötig haben, bedürfen sie nicht. Sie geben denselben ein Stück Land, damit sie sich durch den Ertrag des Bodens einen Teil ihres Unterhaltes beschaffen können. Die Christen brauchen in Folge dessen auch weniger zum Unterhalt ihrer Lehrer beizusteuern. Hierzu kommt noch eins, was man aber nur an Ort und Stelle beurteilen kann: Die Mission sah sich einfach bei ihrer nicht zu verwerfenden Praxis genötigt, Land zu kaufen, um ihre Niederlassung zu sichern, denn alles, was dorthin kam, kaufte Land an, selbst Schiffs-Zahlmeister. Die Kapellen sind einfach, aber praktisch eingerichtet. Diese Mission hat auch die Gewohnheit, immer zwei Gehilfen so nahe bei einander zu stationieren, daß sie den gegenseitigen Zuruf gut hören können.

Wenn auch die Kaufleute das eine und andere an den evangelischen Missionaren auszusetzen haben — wie das ja gar nicht anders zu erwarten ist —, so haben sie doch alle Achtung vor ihnen. Ganz anders stehen sie zu den katho-

liſchen Miſſionaren, die ſonſt von den deutſchen Namen-
 chriſten vor den evangeliſchen gerühmt werden. Der Grund
 des Grolls gegen die evangeliſchen Miſſionare iſt bekanntlich
 das lebendige Chriſtentum und der auf dem Panier der
 evangeliſchen Miſſion ſtehende Name Jeſus. Wenn aber alle
 Weißen im Biſmarckarchipel ein abfälliges Urtheil über die
 drei dortigen katholiſchen Miſſionare abgeben, dann müſſen
 es die letzteren doch wohl ſehr ſchlimm treiben. Herr P. in
 Kalum ſagte uns: „Meine Frau iſt katholiſch; ich ſchäme
 mich mit ihr ſolcher Vertreter der katholiſchen Kirche; ich habe
 nach Sydney an die obere Kirchenbehörde geſchrieben und
 gebeten, das Betragen der Leute ernſtlich zu rügen oder ſie
 ganz wegzunehmen.“ Der das größte Ärgerniß gebende
 Miſſionar iſt denn auch endlich abberufen, die Miſſion da-
 gegen ſehr verſtärkt worden.



Die Eingeborenen im Bismarckarchipel.

Menschenfresser. Wohnungen. Waffen. Taktuk-Tanz.

Die Eingeborenen des Bismarckarchipels haben ein wüstes, rohes Aussehen; wüst und roh sind sie in all ihrem Thun und Treiben. Eine Ausnahme machten die 70 Leute aus Neu-Irland, die ich sah. Diese waren schön und kräftig gebaut; sie trugen das Haar ziemlich kurz, während das gelbe gebeizte Haar der anderen lockig um den Kopf herumhängt. Sie sind aber alle mit einander Menschenfresser; doch essen sie keine Leute vom eigenen Stamm. Wenn auch das Fleisch der Europäer und Chinesen nicht so wohlschmeckend sein soll, wie das eigene, weil es salzig ist — sie haben kein Salz, deshalb ist ihnen dieser Geschmack fremd —, so verschmähen sie es doch nicht. Sie haben schon viele Europäer getödet und verzehrt. Auf der Handelsstation Kabaira im Weberhafen sind ihnen in wenigen Jahren elf zum Opfer gefallen. Den letzten hatten — kurz vor unserem Dortsein — seine eigenen Bootskleute auf der Reise geschlachtet und aufgeessen bis auf ein Bein, welches sie ihrem Häuptling als Geschenk mit nach Hause brachten. Von den vier Lehrern, die ein Häuptling auf der Gazelleninsel schlachten ließ, ist das Fleisch auf der ganzen Halbinsel herum verkauft worden; einzelne Stücke wurden sogar auf Mioko angeboten.

Kurz vor unserem Besuch war auch an der „Mutter“ noch ein Mädchen im Felde gespeert und noch lebend an Schlingpflanzen ins Dorf geschleppt und verzehrt worden. Bei Missionar Rooney war einmal ein Häuptling von Neu-Mecklenburg zu Besuch. Als der letztere seinerzeit hinüber kam nach Neu-Mecklenburg, hatte er Hunger. Was geschieht? Er erschlägt einfach einen Menschen und verzehrt ihn mit seinen Leuten. Ein anderer war krank an einem Bein; als er auf der Besserung war, erschlug er nacheinander zwei Menschen, aß sie auf und sagte dann, er sei davon gesund geworden. Ein einsamer Händler auf dieser Insel hat noch einen Menschenschlachtplatz hinter seiner Station. Bei jeder Schlachtung erhält er als Zeichen der Freundschaft ein Stück Fleisch, das er abzuweisen zu bange ist. So frech trieben es die Menschenfresser in der Nähe der Centralhandelsstationen nicht mehr. Während sonst im Bismarckarchipel beide Geschlechter total unbekleidet herumlaufen, haben sich die Heidenfrauen auf Mioko und Matupi etwas bedeckt; die Christen tragen selbstverständlich Kleidung, wenn auch nur notdürftig. Auf dem Maluner Gebiet wimmelte es bei Gelegenheit eines Marktes von nackten Menschen. Man hält dort, was in Neu-Guinea nicht so der Fall ist, viele Märkte ab. Die Tams gedeiht in jener Gegend ausgezeichnet; das Pfund kostet nur $\frac{1}{2}$ Pf., auf entlegenen Plätzen noch weniger.

Die Hütten der Eingeborenen sind ganz anderer Art wie in Neu-Guinea. Sie sind meistens 4—5' breit und ungefähr 10' lang. Die Wände ringsum, etwa 4—5' hoch, bestehen meist aus aufrecht stehenden Grassbüscheln, welche

an ein Holzgestell gebunden sind; dieselben sind indes so dicht, daß sie kein Lüftchen durchlassen. Die Dächer sind von Gras oder Kokosblättern. Eine kleine Thür führt ins Innere. Matten von Kokosblättern sind auf den Boden gelegt, worauf die nackten Leute in einer Reihe schlafen; da sie quer liegen, so können sie sich nicht einmal ordentlich strecken, weil das Häuschen zu schmal ist. Häufig brennt ein Feuer neben ihnen. Da diese Häuschen zum Wohnen zu klein sind, so leben die Leute so viel wie möglich vor denselben, wo sie auch kochen und essen. Die Gemeindeg Häuser sind gewöhnlich etwas größer, weil sie für mehr Menschen Raum bieten müssen, denn in denselben schlafen nicht nur die, welche kein Haus und keine Frau haben, sondern auch die Ehemänner für die Zeit, wo es „tabu“ ist, mit der Frau in einem Raum zu schlafen.“ Ein solches Häuschen sah ich in Miofo; es war im Innern mit Holzschmizerei, Malerei, Muschelgeld u. s. w. prächtig geschmückt.

Die Waffen der Eingeborenen sind Streitärte, Keulen, Speere und Schleudern; leider haben die Händler auch viele Gewehre, sogar Hinterlader eingeführt, Waffen, mit denen die Eingeborenen besser schießen wie die Weißen. Auf 40—50 Schritt schleudern sie auch sehr genau, auf weitere Distanzen sind sie jedoch nicht mehr sicher. Beim Schleudern legen sie den Daumen der linken Hand auf den Stein, während sie die beiden Enden der Schnur mit der rechten gefaßt haben, strecken dann die Arme zum Zielen aus, lassen die linke Hand los, schwingen die Schleuder zwei- bis dreimal um ihren Kopf, lassen darauf den Knoten und somit das eine Ende der Schnur fahren, und der Stein fliegt seinem

Ziele zu. Die Streitärzte sind aus festem Holz gemacht und — weil sie jetzt Eisen haben — mit einem eisernen Beile versehen. Hinter dem Beile wird nach jedem damit verübten Morde eine Kerbe in den Stiel eingeschnitten. An der Schulter hängt oft eine aus Kokosblättern geflochtene Tasche. Die Neu-Mecklenburger sind sehr geschickt in Holzschnitzerei und Malerei, wovon man sich auch in dem Museum für Völkerkunde in Berlin überzeugen kann.

Am 3. Oktober hatten wir auf Miofo Gelegenheit, den Tuktuk-Tanz zu sehen. Auf einem freien Platz im Walde saßen die Eingeborenen nach dem Rang in Gruppen. Hüpfend kamen zwei Tuktuk-Leute heran, und tanzten und hüpfen nach dem Takt des Gesanges auf dem Platze umher, bis sie müde waren; dann hüpfen sie davon, um bald wieder zu erscheinen. Von der Gestalt dieser Tänzer war nichts zu sehen als der Teil von den Schenkeln abwärts. An den Beinen merkte ich, daß es nicht immer dieselben Leute waren, welche den Tanz ausführten. Um mich von dem Wechseln des Kostüms zu überzeugen und das letztere näher betrachten zu können, folgte ich den Hinweghüpfenden. Ich fand eine Anzahl kräftiger junger Leute beisammen, welche sich in der Aufführung abwechselten. Der untere Teil des Anzuges war bei 3' hoch und ebenso dick und bestand aus grünen Blättern des wilden Ingwer, welche auf Reifen gebunden waren; der größte, untere Teil war zu einem Ganzen verbunden und hing in Hängeln an den Schultern. Außerdem warfen die Tänzer noch mehrere solcher Blätterringe über und setzten als Abschluß einen 6' hohen „Turm“ auf die Schultern, den sie mit den unter den dichten Blätter-

büscheln versteckten Händen festhielten. In Neu-Mecklenburg soll die Prostitution arg herrschen. Siebzig Leute von dort, darunter 15 junge Frauen, feile Dirnen, harrten auf der Station einer Schiffsgelegenheit nach Apia, wohin sie als Kulis gehen wollten. Es wurde mir gesagt, daß das Anwerben von Arbeitern (zwei bis drei Jahre für Samoa) mit zwei Ustr. pro Kopf bezahlt werden müßte; 10—20 Dollar bekämen die Verwandten, die Arbeiter 2, 2½—3 Dollar monatlich nebst den nötigen Lendentüchern, Tabak und der freien Hin- und Rückreise. Herr P. hatte in Malun viele Arbeiter für die N.-G.-Komp. angeworben, wofür er pro Kopf 1 Ustr. empfing. Wir nahmen die Leute mit nach Finschhafen. Von Neu-Pommern will man in Samoa keine Arbeiter mehr haben, weil die Sterblichkeit unter denselben zu groß ist. Die Händler und Beamten verständigen sich übrigens mit den Eingeborenen des Bismarckarchipels in schlechtem Englisch.



Krank.

Malaria biliosa. Ein Blick in das Cooktownner Hospital.
Einiges über Cooktownner Verhältnisse.

Nach Finschhafen zurückgekehrt, besuchte ich am 19. Okt. mit einigen Herren das Dörfchen Kollem an der Langemakbucht und ein anderes am Finschhafen. Ich fühlte mich unwohl; in Finschhafen herrschte die Diarrhoe. Am folgenden Tage stellte sich etwas Fieber ein. Am 21. ruderten wir uns nach dem Sägewerk und zu unserem Boot, um das Regenwasser herauszuschöpfen. Nach Hause gekommen, nahm ich schnell eine Dosis Chinin gegen das vielleicht wieder auftretende Fieber, aber es war schon zu spät. Nach etwa $\frac{3}{4}$ Stunden bekam ich Frost und Zittern, der ganze Körper wurde gelb, selbst das Weiße im Auge, ich konnte weder gehen noch stehen. Am 22. verschlimmerte sich der Zustand: Schluchzen und krampfhaftes Zurückziehen des Athems traten ein. Ich wurde ins provisorische Hospital gebracht. Der freundliche Arzt besuchte mich täglich vier- bis fünfmal. Er nannte meine Krankheit malaria biliosa und sagte, daß ihm ein solcher Fall noch nicht vorgekommen sei. Nachts wurde ich durch ein unbeschreibliches Krabbeln in den Beinen, Armen und Hüften geweckt. Ein javanischer Wächter, der mir zugewiesen war, knetete die betreffenden Stellen, was

sehr wohlthwendig für mich war. Dieses Kneten ist in Indien, besonders in Java im Gebrauch.

Als sich eine schwache Spur von Besserung zeigte, berieten sich Dr. Schellong und die Missionare Eich und Flierl über mich; der erstere erklärte, ich solle am folgenden Tage abends mit der Isabel nach Cooktown fahren und von dort nach Deutschland zurückkehren. So wurde ich denn am 27. Oktober gegen Abend auf der Bahre an Bord gebracht, eine Prozedur, welche wegen des hohen Wogenganges mit Lebensgefahr verbunden war. Br. Eich, der Heilgehilfe und ich wären nahezu unter der Schiffstreppe erdrückt worden. Der Steuermann kam nicht, wie das bei unruhiger See zu geschehen pflegt, unten auf die Schiffstreppe, sondern blieb oben stehen und rief uns zu: „Macht, daß ihr fortkommt, sonst wird euch das Boot zerschmettert!“ Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit übermäßiger Anstrengung die Lehne der Treppe zu erfassen und mich hinaufzuziehen, um dann von meinen Begleitern aufs Deck hinaufgebracht zu werden. „Faßt mich, ich falle!“ so rief ich im nächsten Augenblick, da ich nicht imstande war, mich allein auf eine hinter mir stehende niedrige Bank niederzulassen. Man setzte mich nieder. Br. Eich, welcher unterdes mit Br. Flierl meine Koffer aus dem Boote heraufgeholt hatte, führte mich dann in den Salon. Der Abschied war rührend, da wir nicht wußten, wie meine Krankheit verlaufen und wie es Br. Eich bei seinem Fieberzustande noch ergehen würde.

Ich nahm meine Krankheit aus Gottes Hand an; war es doch auch eine besondere Freundlichkeit Gottes, daß Missionar Flierl mit mir nach Australien reiste; er wollte in

Tanunda in Südastralien seine Frau abholen, von der er schon zwei Jahre getrennt war; ich bedurfte des lieben Bruders bei Tag und Nacht. Die Hoffnung des lieben Arztes, daß die Besserung zunehmen werde, erfüllte sich leider nicht. Mein ganzer Zustand verschlimmerte sich alsbald an Bord. Glücklicherweise hatten wir eine gute und schnelle Reise, nur fünf Tage und sechs Nächte.

Am Morgen des 2. November kamen wir in Cooftown an. Dr. Kortüm, ein deutscher Arzt daselbst, erschien an Bord. Flierl gab ihm ein Schreiben von Dr. Schellong und einige Notizen, welche er auf meinen Wunsch über den Verlauf der Krankheit gemacht hatte. An die Weiterreise war vorläufig nicht zu denken. Ich mußte in Cooftown bleiben, und wo anders, als in dem städtischen Hospital? In Flierls Armen liegend wurde ich nach dem Hospital gefahren. Der Hausvater, welcher Dr. Flierl half, mich aus dem Wagen zu heben, schüttete mir im Hausflur eine Dosis Chinin ein, und dann wurde ich eine Treppe hoch in einen schönen Saal gebracht. Anfänglich allein, erhielt ich bald einen Kollegen, einen deutschen Händler von den Hermesinseln.

Es waren 30 Kranke und mehr im Hause, aber auf einen Krankenwärter harrete man vergebens. Die Rekonvaleszenten mußten sich vielfach der Schwerkranken annehmen. Ja diejenigen Kranken, welche sich stark genug dazu fühlten, mußten sogar das Stubenkehren und Sonnabends auch das Schrubben besorgen. Außer den Hauseltern, welche fünf kleine Kinder hatten, war nur noch eine Magd im Hause, ein höchst flatterhaftes Wesen. Mein Bett ist mir kein

einziges Mal von den Leuten gemacht worden. Morgens um elf Uhr kam gewöhnlich Dr. Kortüm, um nach uns zu sehen. Leider mußte dieser Mann bald in Heiratsangelegenheiten verreisen. Sein englischer Stellvertreter konnte ihn mir durchaus nicht ersetzen.

Um so angenehmer berührte es mich, als ich hörte, der Gouverneur von Englisch-Neu-Guinea habe mich — wovon ich nichts wußte — besucht. Mein Schluchzen, welches bei seinem Besuche heftig war und durch das ganze Hospital schallte, machte ihn sehr bedenklich. Er soll abends im Hotel gesagt haben, ich werde sterben, denn alle, die er je in einem solchen Zustande gesehen habe, seien gestorben. Als ich noch in Finshhafen lag, hörte ich einen Ingenieur, welcher drei Jahre am Kongo gewesen war, sagen: „Wenn die Fieberkranken am Kongo dieses Schluchzen bekamen, dann gingen sie gewöhnlich um die Ecke.“ Selbst der alte Kapitän Dallmann von der Isabel hatte sich gedrungen gefühlt, mich zu besuchen. Besonders freute ich mich, als am Abend des 7. November Br. Flierl mit dem jungen Br. Schwarz (aus dem Bogelsbergischen) zu mir kam. Ich hatte an meine liebe Frau einen unfertigen und an den Herrn Inspektor einen fertigen Brief in der Mappe liegen; ich bat Br. Flierl, dieselben abzusenden und zugleich zu berichten, wo ich sei und wie es mir ginge; Br. Schwarz bat ich, mir das Bett zu machen. Ach wie gerne hätte ich einen der Brüder bei mir behalten die lange, schlaflose, schmerzsvolle Nacht, aber sie mußten gehen. „Dann geht,“ sagte ich, „in Gottes Namen, aber betet erst noch einmal mit mir, und dann überlaßt mich meinem Heilande.“ Sie knieten an meinem

Bette nieder, befohlen mich dem Herrn und flehten um Besserung. Dann gingen sie. Ungefähr 1—2 Stunden nachher verspürte ich unverkennbar eine Besserung meines Zustandes; es war mir, als wolle das Bett mit mir hinunter sinken; ich konnte mich auf die linke Seite legen, was mir schon lange nicht mehr möglich gewesen war, ja ich aß bald mit gutem Appetit einige Zwetschen. Als am nächsten Morgen Dr. Kortüm vor seiner Abreise noch einmal zu mir kam, sagte ich zu ihm: „Herr Doktor, was soll ich machen? Ich kanns im Bett fast nicht mehr aushalten vor lauter Krübbeln im Körper; es ist mir, als müßte ich turnen, springen und laufen.“ Er schmunzelte und sagte: „Dann man zu!“ Die Besserung hatte ihren Anfang genommen. Der Herr ist treu. War auch kein eigentlicher Krankenwärter im Hospital, so hatte der Herr in meiner größten Hilfslosigkeit doch für Hilfe gesorgt: Ein 67jähriger Kreole aus Manila, ein Taucher, war Rekonvaleszent und ging dem Hausvater sehr viel zur Hand. Dieser Mann, welcher neben mir auf dem Saale schlief, hat mir in der einen und andern Weise gedient. Selbst meinen deutschen Händler stimmte der Herr versöhnlich gegen den „verfuiten Missionar“ und zwar durch einige Apfelsinen, Zwetschen u. s. w., welche ich ihm schenkte.

Die Kost — für einen Kranken nicht zubereitet — konnte mein Magen nicht vertragen. Wie unbarmherzig manchmal mit mir verfahren wurde, will ich im einzelnen nicht schildern, aber das kann ich nicht verschweigen, daß mir manchmal Thränen in die Augen kamen bei dem Gedanken: warum mußte ich doch nun noch — getrennt von meinem Weibe — krank werden?

Da ich in dem Hospital unmöglich zu Kräften kommen konnte, ließ ich mich am 16. November abends 5 Uhr auf einem Karren in das Hotel der Frau Strattmann, einer Deutschen, bringen. Hier erholte ich mich bald wieder, weil mir an Essen und Trinken geboten wurde, was ich wünschte. Hefrige Schmerzanfälle in der Lebergegend nötigten mich allerdings noch zweimal, den Arzt rufen zu lassen. Derselbe nahm für diese zwei Besuche die Kleinigkeit von 31 Mk. In Cooktown ist überhaupt alles sehr teuer. So kostet z. B. eine Flasche deutsches Bier sh. 2 (= 2,04 Mk.), ein Ei 17 Pf. Viele Sachen sind hoch besteuert, die Flasche Wein z. B. mit sh. 1 (= 1,02 Mk.). In meiner Hospital-Rechnung fand sich der Posten: Für zehn Nachtwachen 51 Mk. Das war für die acht Abende, welche mir der Kreole aus eigenem Antrieb Beistand geleistet hatte. Der arme Schelm hat jedenfalls keinen Cent davon erhalten.

Cooktown war zur Zeit meines Aufenthaltes ein Ort von etwa 1000 Seelen. Es war erst vor dreizehn Jahren angelegt worden. Tausende von bedauernswerten Menschen aus allen Nationen treiben sich dort, meistens als Zinngräber, umher. Haben sie Glück, dann verdienen sie schweres Geld, an einem einzigen Tage manchmal mehrere Pfstr. Acht Monate vor meinem Dortsein hatte ein Engländer fünf deutsche Meilen von Cooktown entfernt ein Zinnlager gefunden; $\frac{1}{5}$ behielt er für sich, $\frac{1}{5}$ schenkte er seinen Freunden und $\frac{3}{5}$ verkaufte er an Cooktownner Bürger für 20000 Pfstr. „Wie gewonnen, so zerronnen,“ dieses Sprichwort spielt allerdings in Cooktown auch eine große Rolle. Von den Zinngräbern wird unglaublich viel Geld durch-

gebracht. Ein deutscher Zinngräber sagte mir: „In Deutschland wird viel getrunken, in Cooktown wird aber viel gefressen; zu Dutzenden können Sie nachts die Betrunknen auf der Straße auflesen. Den Mittelweg kennt der Engländer nicht; er trinkt entweder gar nicht oder er säuft wie eine Kuh. Auch der Bessere wird in den Strudel hineingezogen, denn die Versuchung ist zu groß; selten besteht einer in diesem Kampfe.“ Wie diese Leute oft mit dem Gelde umgehen, zeigt die Thatsache, daß die Goldgräber schon mit Banknoten ihre Cigarren angezündet haben.



Australische Städte.

In Cooktown meinten die mir bekannten Deutschen, ich würde nicht eher völlig gesund werden, als bis ich in ein anderes Klima käme. Sie rieten mir deshalb, nicht den geraden Weg durch die Torresstraße zu wählen, sondern um Südaustralien herum nach Europa zu reisen, und zwar von Sydney aus mit einem deutschen Dampfer. Wenn ich am 26. November von Cooktown abfuhr, konnte ich am 4. Dez. in Sydney sein, um dann schon am 7. Dezember mit der „Hohenzollern“, einem Norddeutschen Lloyd-Dampfer, in See zu gehen. Es traf sich schön, daß Missionar Flierkel, welcher auch über Sydney reisen mußte, am 25. November zu mir kam, um mir zu sagen, daß er am nächsten Tage abfahren wolle. So konnten wir denn zusammenreisen.

Auf unserer Fahrt an Bord der „Eintra“ bemerkten wir am 26. nachmittags einen eigentümlich gestalteten Felsen, welcher wie eine Burgruine, aus der ein mächtiger schiefer Turm emporragt, das uns gegenüber liegende etwa 3000' hohe bewaldete Gebirge krönte. An der sonst trostlos öden und kahlen Küste liegt in einem schönen Thale die neue Missionsstation der südaustralischen Lutheraner, Bloomfield, welcher der damals 48 Jahre alte Missionar Meyer seit fünf Monaten vorstand. Die Regierung hatte die Station

gegründet, eingerichtet und ihm dieselbe dann nebst 50 engl. Quadratmeilen fruchtbaren Landes übergeben. Es waren gewöhnlich 120 Schwarze und darüber auf der Station. Der Missionar hoffte, daß sich dieselbe in zwei Jahren ganz unterhalten werde. Unterhalb der Station liegen große Bauernhöfe, wie man sie weiter südlich viel zerstreut liegen sieht. Nördlich von Cooktown hat die genannte Gesellschaft die von Flierl gegründete Station Klim mit über 100 Quadratmeilen allerdings meist schlechten Landes und zwei jungen Missionaren.

An Douglas, wo ich ein Schiff mit einer ungeheuren Menge von herrlichen Südfrüchten beladen sah, und Cairns vorbei langten wir am 27. nachmittags um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr auf der Reede von Townville an. Die Stadt zählt 12 000 Einwohner. Das Klima soll sehr heiß und früher so ungesund gewesen sein, daß selbst Ärzte dort nicht wohnen wollten. Etwa 80 engl. Meilen von Townville entfernt (sechs Stunden Bahnfahrt) liegt das beste Goldfeld in der Kolonie Queensland. Nord-Queensland arbeitete damals schon seit zwei Jahren an einer Trennung der Kolonie in Nord- und Süd-Queensland. Der Süden war gegen die Trennung, weil der Norden reicher ist. Die Grenze sollte bei Makai, wo wir auch einige Stunden vor Anker lagen und Zucker luden, gezogen und Townville die Hauptstadt des Nordens werden. Abends 6 Uhr fuhren wir ab, zunächst bis zur Mündung des Vice-Roy-Flusses, an welchem 30 engl. Meilen aufwärts Kookhampton liegt, eine Stadt, welche damals 15 000 Einwohner zählte. In dortiger Gegend treibt man großartige Schaf- und Rindviehzucht.

Am 2. Dezember frühmorgens um 4 Uhr legte unsere „Cintra“ in Brisbane an. Ein Herr von der Agentur des R. D. Lloyd, an den ein Freund in Coovtown meinethalben geschrieben hatte, kam an Bord und fragte mich — mein krankes Aussehen und meine gelbe Farbe hatte mich wohl gleich verraten —, ob ich Mr. Thomas sei. Auf der Agentur angekommen, verhandelte ich mit dem freundlichen Geschäftsführer alsbald wegen des Passagepreises. Als er sagte: „Mehr als 20% Rabatt, wie auch hier auf der Küste die Geistlichen bekommen, kann ich nicht verantworten, sind Sie damit zufrieden?“ dankte ich ihm von Herzen. Die Passage von Coovtown nach Brisbane hatte mich £str. 7 sh. 13 gekostet, wo ich erster Klasse nur 10% Rabatt hatte. £str. 30 zahlte ich für die Reise von Brisbane bis Antwerpen; das sind zusammen rund fl. 450, genau so viel wie die Passage zweiter Klasse von Padang bis Holland beträgt, was kaum halb so weit ist. Auf dem graden Wege durch die Torresstraße, wo ich erster Klasse hätte fahren müssen, würden sich die Kosten auf £str. 51 belaufen haben. Ich konnte also sehr zufrieden sein. Der Herr hatte mir wieder freundlich geholfen. Brisbane, die Hauptstadt von Queensland, zählte an 40 000 Einwohner. Im Centrum der Stadt sah ich viele schöne, großartige, zum Teil fünfstöckige Häuser. In Queensland, welches damals 200 000 männliche und 140 000 weibliche Einwohner (außer den Schwarzen) zählte, lebten etwa 20 000 Deutsche. Mädchen werden zu Hunderten aus England dorthin gebracht.

Am 2. Dezember mittags um 1 Uhr verließen wir Brisbane wieder. Das Schiff war überfüllt. Die erste

Klasse hatte für 70 Passagiere Platz, in der zweiten Klasse wogte es von Menschen. Kein Wunder, daß ich abends, als ich zur Ruhe gehen wollte, einen Zungen in meinem Bett vorfand. Herausbefohlen schickte ihn ein Verwandter in ein anderes, aber nach zehn Minuten mußte er auch dieses wieder verlassen. Es gingen viele Leute aus dem heißen Norden nach dem kühleren Süden, sogar nach Tasmanien, um dort Weihnachten zu feiern und Trauben zu essen, die dort im Januar zu reifen beginnen.

Nach einer stürmischen Fahrt waren wir am 4. Dezember morgens um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr Anker im Hafen von Sydney, der Hauptstadt von Neu-Süd-Wales. Nach einem Frühstück in Lindemanns Hotel, wo ich unglücklicherweise ein für meine noch schwachen Beine viel zu hoch gelegenes Zimmer bekam, begab ich mich mit Missionar Flierl nach der $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten deutschen Kirche. Durch schöne Anlagen wandelnd hörten wir lustige Weisen spielen; wir dachten gleich an fahrende Spielleute, obwohl es Sonntag Vormittag war. Wir waren deshalb nicht wenig verwundert, als wir nachher in der Nähe der genannten Kirche mitten auf der Straße in den Musikanten, welche von einem Menschenknäuel umgeben waren, Vertreter der Heilsarmee erkannten. Glücklicherweise hatten wir noch etwas Zeit, so daß ich mir das Schauspiel ansehen konnte, obgleich Flierl ihnen diese Ehre nicht erweisen wollte. Inmitten des Kreises, den sie bildeten, lagen Geldhäufchen von verschiedenen Münzen. Die Heilsarmee hatte damals sieben Lokale in Sydney. Ich begreife nicht, wie ein nüchterner Christ diese Erscheinung anerkennen kann. Soll das Evangelium den Menschen auf diese Weise

nahe gebracht werden? Einen ganz anderen, wahrhaft erbaulichen Eindruck machte der Gottesdienst auf uns, dem wir in der deutschen Kapelle beiwohnten. Von den mehr als 3000 Deutschen Sydneys waren allerdings nur 70 versammelt, aber unbeschreiblich war der Eindruck, den der Gesang der Gemeinde und des kleinen Kirchenchores, sowie die gute Predigt des Pfr. Schenk auf mich machten, denn seit über 16 Jahren hatte ich so etwas nicht mehr gehört.

Sydney, kaum 100 Jahre alt, zählte über 250 000 Einwohner. Von der Sternwarte aus hatte ich eine entzückende Aussicht über die große Stadt und viele Buchten und Häfen, ein großartiges und einzigartiges Panorama! Die Bai von Sydney hält man für eine der schönsten der Welt. Das möchte ich nicht sagen, denn ich habe schönere gesehen, aber die wunderbare Verzweigung der oft stundenlangen Buchten, von denen über 20 bis an die Ufer für Seeschiffe zugänglich sind und so die vorzüglichsten Häfen bilden, war mir sehr interessant. Wie buchtenreich diese Bai ist, kann man daraus erkennen, daß die Strandlänge 800 englische Meilen betragen soll.

Am Morgen des 7. Dezember ging ich an Bord des „Hohenzollern“. Das Schiff hatte 107 Mann Besatzung. Von seiner Größe geben auch die 260 elektrischen Lampen, welche es an Bord hatte, einen Begriff. Mittags punkt 12 Uhr setzte sich der Kolosß in Bewegung. Eine Reise von 12774 Seemeilen lag vor mir. Bei stürmischem Wetter und hochgehender See — eine große Welle schleuderte eine Anzahl Matrosen, von denen vier verunglückten, über Bord — liefen wir anstatt 12¹/₂ nur 8 Knoten (Seemeilen) die

Stunde. Da sich wieder Schmerzanfälle bei mir einstellten, war es mir nicht möglich, mich während der Fahrt um den Süden Australiens herum näher nach der Beschaffenheit der Küste anzusehen. Am 9. Dezember nachmittags 4 Uhr fuhren wir in den Hafen von Melbourne ein. Im Jahre 1835 kam der erste Ansiedler dort an, wo jetzt eine große Stadt von ca. 350 000 Einwohnern liegt. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und hat sehr breite, vortrefflich mit Holz gepflasterte Straßen; durch alle Hauptstraßen fährt man weite Strecken für wenig Geld mit dem Tramway. Da der folgende Tag ein Sonntag war, so pilgerte ich — leider ganz allein, weil sonst keiner von den Passagieren Gottes Wort hören mochte — zur deutschen Kapelle, welche neben dem Parlamentsgebäude liegt. Meine wunden Füße schmerzten mich sehr, aber ich brauchte diesen Gang nicht zu bereuen, denn ich hörte von dem Präses der Viktoria-Synode, Pfr. Herlitz, eine gute Predigt. Der Kirchenchor sang schön. Von den 10—12 000 Deutschen, welche damals in Melbourne wohnten, waren leider nur ungefähr noch einmal so viele in der Kirche wie in Sydney. Melbourne ist stolz darauf, daß es seinen Ursprung keiner Verbrecherkolonie verdankt wie Sydney, daß es schneller gewachsen und größer ist als seine Rivalin und daß der Goldreichtum seiner Kolonie Viktoria den von Neu-Süd-Wales übertrifft. Das große Goldfeld Ballarat soll noch Hunderte von Jahren vorhalten.

Auf der Fahrt nach Adelaide machte der Kapitän mir und meinem Mitpassagier — wir waren nur zu zwei in der zweiten Klasse — den Vorschlag, wir möchten in die erste Klasse übersiedeln, in der sich nur eine Dame befand. Die

Zwischendeckpassagiere sollten in der zweiten Klasse Aufnahme finden, damit das Zwischendeck für Ladung frei würde. Wir waren zwar mit unserer zweiten Klasse vollständig zufrieden, aber wir konnten doch auf den freundlichen Vorschlag des Kapitäns nicht gut „nein“ sagen. Ich durfte also trotz der billigen Passage auch noch erster Klasse fahren. Kann man mehr wünschen?

Am 14. Dezember erreichten wir morgens 5¹/₂ Uhr Port Adelaide. Von dort bis Adelaide, der Hauptstadt der Kolonie Südaustralien, reicht sich, in der Ebene gelegen, eine Ortschaft an die andere, Bahnstation folgt auf Bahnstation. Die Entfernung von Port Adelaide bis Adelaide beträgt ca. vier Stunden. Die Hauptstadt, regelmäßig und schön angelegt, aber noch nicht ausgebaut, mit den Vororten etwa 100 000 Einwohner zählend, liegt unweit des Gebirges. Auf den Weiden sah ich prächtiges Rindvieh; Schafherden, mit dem Hirten zu Pferde, kamen in die Stadt. In Adelaide sowohl als auf dem Lande und in den Landstätten wohnen viele Deutsche, welche vorzugsweise Acker- und Weinbau treiben. Die große Zahl der Irrsinnigen schreibt man dem Genuß des Weines zu, den man wohl noch nicht recht zu bereiten verstehe. Da in Adelaide gerade Weltausstellung war, so benutzte ich die Gelegenheit, die Erzeugnisse, welche hier aus allen civilisierten Ländern aufgestapelt waren, in Augenschein zu nehmen, ein seltener Genuß für einen Menschen, welcher lange von der Civilisation abgeschnitten gelebt hat.

So habe ich denn zu meiner großen Freude auch Australien gesehen und seine vier Hauptstädte kennen gelernt.

Abgesehen von Cooktown hat mir Australien gut gefallen. Sind auch viele Gegenden unfruchtbar und unfreundlich, so sind andere um so schöner, einladender und fruchtbarer. Der Süden hat ein herrliches Klima; dort wachsen sowohl alle europäischen Getreidearten, Früchte und Bäume als auch alle tropischen; auch fast alle Tiere scheinen gut fortzukommen. Im sogenannten Gipsland, westlich von Melbourne, wohnte fast noch kein Mensch wegen des Urwaldes mit seinen ungeheuren Baumnriesen, welcher weite Strecken bedeckt; es ist aber das beste Land von Viktoria; man erwartet, daß es noch einmal die Kornkammer von Australien wird. Holz-sägewerke waren bereits im Betrieb, auch große Wasserbauten, welche Millionen kosten, wurden angelegt. Fällt nachts auch Schnee in Südaustralien, so geht derselbe bei Tage doch wieder ab. Von den Tieren, welche man eingeführt hat, sind der Sperling und das Kaninchen zu einer großen Landplage geworden. Im September 1887 sind in einer Kolonie allein weit über 2 000 000 Kaninchen erlegt worden; für die beste Weise ihrer Vertilgung war eine Prämie von 20 000 £str. ausgesetzt. Auch Pferde und andere Tiere sind vielfach verwildert.

Die Arbeitslöhne sind außerordentlich hoch, weshalb es sich auch noch nicht lohnt, den in reichem Maße vorhandenen Eisenstein zu graben. Nur die edleren Metalle und die Steinkohle werden gewonnen. Der Handwerkerlohn beträgt 2,10—5 £str. pro Woche. Das Leben ist billig für den, welcher mit den Verhältnissen bekannt und sparsam ist. Eine Magd erhält wöchentlich 15 sh. (= 15,30 Mk.) nebst freier Station. Da sich die Mägde immer nur wochenweise ver-

mieten, so kommt es bei dem herrschenden Mangel an Dienstmädchen nicht selten vor, daß die Herrschaft, welche am Sonntag Mittag aus der Kirche kommt und sich freut, bald zu Tische gehen zu können, die Küche kalt und leer findet, — das „Fräulein“ ist verschwunden.

In Australien findet man sehr viele Irländerinnen, und merkwürdigerweise vermählen sich mit ihnen gern Deutsche, während das die Engländer nicht thun. Es sind ja freilich auch nur wenige deutsche Mädchen dort. Die Kinder, welche aus jenen Mischehen hervorgehen, und englisch und katholisch erzogen werden, sind die ärgsten Deutschenfresser trotz ihres deutschen Vaters. Ueberdies sind diese leichten Dirnen vielfach aus Trinken gewöhnt. Kein Wunder, daß viele von diesen Familien zu Grunde gehen, besonders, wenn sich der Hausvater aus Verdruß auch dem Trunke ergiebt. In den großen Städten geht es trotz reger Arbeit der inneren Mission und der Enthaltensvereine, welche ihre eigenen Hotels haben, sehr sittenlos zu. Das sind sehr bedenkliche Schattenseiten. Den Sonntag über ist zwar alles sehr still, aber im stillen und geheimen wird doch sehr viel getrunken, selbst am Sonntag-Vormittag. Bei dem geringen Werte, den das Geld in Australien hat, ist es nicht zu verwundern, daß viele Wirthe sehr reich, manche selbst Millionäre sind.

Leute mit elementarer Bildung, auch gute Zeichner, finden leicht Arbeit bei den Engländern; studierte Deutsche sollten aber nicht nach Australien gehen, weil sie wegen der Antipathie der Engländer keine Anstellung finden können. In jedem Falle sorgen die letzteren zuerst für ihre Nation, am liebsten für ihre Landsleute aus der Kolonie, obwohl diese weniger

tüchtig sind als die Deutschen. In Melbourne wurden zwei Hafenbrücken gebaut; ein dortiger Professor besorgte die nötigen von ihm ausgebildeten Ingenieure; zweimal stürzten die Brücken ein, aber in der Zeitung stand jedesmal nur die Notiz des Geschehenen, weiter nichts; macht auch nichts, denn Geld ist in Menge vorhanden.

Jede Kolonie hat ihr Parlament; den Gouverneur schickt England, für das Gehalt muß jedoch die Kolonie selbst sorgen. Dies und der Schutz, den ihnen englische Kriegsschiffe angedeihen lassen, ist der lose Zusammenhang der Kolonien mit England.

Nach allem, was ich von Australien gesehen und gehört habe, muß ich sagen: Australien ist ein Land von Extremen nach jeder Seite hin. Wer einen sittlich starken Charakter hat und fleißig und sparsam ist, kann es dort zu etwas bringen; wem dagegen diese Eigenschaften fehlen, der sinkt dort leicht tiefer, als es in Deutschland möglich ist. Mancher Gebildete ging mit den besten Erwartungen nach Australien und wurde Pferdezureiter oder Hirt oder Steinklopfer oder dgl. oder geriet als Händler auf eine einsame Insel in der Südsee.



Nach Hause.

Uorbei am Kängurueiland, welches wir am 15. Dezember sahen, und um die sw. Ecke von Australien herum, deren kahle Berge wir am 18. und 19. erblickten, wandten wir uns in schneller Fahrt nordwärts nach Ceylon. Am Morgen des 23. hatten wir einen Todesfall an Bord. Ein junger Engländer starb an der Schwindsucht. Der Kapitän, welcher mir wenig freundlich entgegengekommen war, als ich ihn bat, Sonntags Gottesdienst halten zu dürfen, und — dem ich kurz vorher entschieden hatte entgegentreten müssen, als er über die „heuchlerischen Pfaffen und Kopfhänger“, die evangelische Mission und andere religiöse Einrichtungen heftig loszog, ersuchte mich, die Funktionen eines Geistlichen übernehmen zu wollen, was ich denn auch gern that. Er hatte alles sehr nett angeordnet, selbst aber erschien er nicht zur Feier, und der erste Offizier hatte die größte Sorge, ich möchte es zu lange machen. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr mittags wurde die Schiffsglocke geläutet, die Flagge auf dem Hinterteil des Schiffes halbstock gesenkt, und ganz langsam gefahren. Die Passagiere und ein Teil der Mannschaft sammelten sich an der Treppe, wohin der Tote, schön eingewickelt, von vier sauber gekleideten Matrosen gebracht wurde. Ich hielt eine ganz kurze Ansprache in kurzen Absätzen, die mein neben mir

stehender englischer Mitpassagier übersekte, weil die Zwischendeckpassagiere fast nur Engländer waren. Dann betete ich und segnete den Leichnam ein, worauf ihn die vier Matrosen die Treppe hinunter brachten und so geschickt unter der ihn bedeckenden Flagge ins Meer gleiten ließen, daß man nichts von dem Leichnam sehen konnte.

Dieser Leichenfeier folgte am nächsten Tage die Weihnachtsfeier. Am heiligen Abend brannten drei Weihnachtsbäumchen, eins bei den Offizieren, eins in der ersten und eins in der zweiten Klasse. Dieselben hatten zum Teil elektrisches Licht anstatt der Kerzen. Der Kapitän besoherte die Kinder der Zwischendeckpassagiere mit Nüssen und Backwerk.

Von Ceylon, dessen erstes Leuchtfeuer wir am 29. abends um 10 Uhr bemerkten, sah ich leider nichts; ich noch nicht einmal etwas von Zimmet, obwohl ein günstiger Landwind wehte, und andere wollen doch den Zimmetgeruch meilenweit in See verspürt haben! In Colombo, welches ich mit dem Doktor durchstreifte, ohne viel Interessantes zu sehen, bekamen wir noch einige neue Passagiere, eine Missionsfamilie aus Calicut, eine englische Dame mit einem allerliebsten Kind und drei flinke Knaben eines Arztes. Abends an Bord zurückgekehrt, brachte uns ein unbekanntes Pärchen, im Rahne schaukelnd, ein unentgeltliches Ständchen.

Am 5. Januar 1888 passierten wir die meist kahle Insel Sokotra, vor deren östlicher Ecke im Jahre vorher die „Oder“ gestrandet war. Die Masten ragten noch über Wasser, wie wir durchs Fernrohr sahen. Es war ein eigen tümliches Zusammentreffen, daß wir am 7., wo sich uns die kahlen Felsen von Aden, prachtvoll von der Sonne beleuchtet,

zeigten, neben dem Kanonenboot „Eber“ vor Anker gingen. Sollte doch auch dieses Schiff später in ein schauerliches Wrack verwandelt werden! Es ist bekannt, daß der „Eber“ in einem furchtbaren Orkane vor Apia umschlug und seine Besatzung ein Massengrab in den Wellen fand.

Auf unserer Fahrt durch das rote Meer war der 11. Januar für mich der interessanteste Tag, weil er uns bei sehr klarem Himmel eine vortreffliche Aussicht auf die Sinaihalbinsel gestattete. Hinter einem breiten, sanft anlaufenden sandigen Vorlande erhebt sich das ganz kahle, steile und oben zackige Felsengebirge bis zu einer Höhe von 6000'—8000'. Mittags um 1 Uhr befanden wir uns gerade dem Sinai gegenüber. Welcher von den drei hervorragenden Gipfeln der eigentliche Sinai sei, konnte mir leider niemand sagen. Als ich am Spätnachmittage das Gebirge aus Nordwesten betrachtete, hielt ich für mein Teil den „spitzen Berg“ nördlich von dem „Koloß“ für den Sinai, weil derselbe einen imposanten Eindruck macht. Die Kinder Israels konnten ihn aus weiter Ferne sehen; aus weiter Ferne konnte er Moise und dem Volke gezeigt werden als der Berg, zu dem sie ziehen sollten, um das göttliche Gesetz zu empfangen. Am Vormittage hatten wir vier gestrandete Dampfer passiert, ein Anblick, welcher geeignet war, das Gemüt auf den Ernst vorzubereiten, der einen Christen beim Blick auf den Sinai ergreift.

Am 13. Januar verließen wir die Sündenstadt Port-Said in der Morgenfrühe, am 17. passierten wir die herrliche Straße von Messina, am 18. diejenige zwischen Elba und Italien. Es war ein herrlicher Anblick, als die goldene

Abendsonne die mit Schnee bedeckten Apenninen beschien. Schon wollte ich es bedauern, daß wir in der Dunkelheit nach Genua kamen, als wir einen wuchtigen Stoß verspürten. „Was ist?“ riefen alle wie aus einem Munde „die Boote hinunter! Zusammenstoß!“ Die Damen schrieken. Wir eilten auf das Vorderdeck und sahen, daß unser Schiff in einem eisernen englischen Schiffe stak. Erst nach einer halben Stunde gelang es ihm, wieder frei zu kommen. Wir waren bereits im Hafen von Genua und hatten nur noch wenig Fahrt. Ein Glück war es, daß auch der Engländer langsam fuhr. Er war leer und hatte wie wir einen Lotsen an Bord, aber keine Seitenlichter, weshalb ihn unsere Schiffsführer nicht eher sahen, als bis er dicht vor uns war. Er war arg zugerichtet, und befrachtet würde er auf hoher See gesunken sein; unser Schiff kam mit zwei Löchern davon. Dieses Unglück brachte mir das Glück, daß ich mir das interessante und schöne Genua mit seiner Umgegend etwas näher ansehen konnte, denn unser Aufenthalt währte fünf Tage.

Am 21. Januar legte sich die „Bayern“, welche aus China kam, neben uns, ein prachtvolles Schiff, 420' lang (4500 Registertons); in den luxuriös ausgestatteten Salons sah ich herrliche Gemälde und Mosaikarbeiten. Ein P. & D.-Dampfer hatte Hongkong fünf Tage vor der „Bayern“ verlassen, aber in Suez hatte sie ihn eingeholt; sie hatte durchschnittlich $14\frac{3}{4}$ Knoten gelaufen. Die ganze chinesische Gesandtschaft für London war an Bord; man hatte also das deutsche Schiff einem englischen vorgezogen. Als die „Preußen“, das Schwester Schiff der „Bayern“ in Sydney lag, hatte in einer dortigen Zeitung gestanden, daß im Hafen von Sydney

noch nie ein solch schönes Schiff gelegen habe; nur schade, daß die Pocken an Bord seien (!).

Am Sonntag den 22. suchte ich — leider wieder allein — die deutsche Kirche in Genua auf. Als ich mich mit meinen wunden Füßen glücklich bis zu dem Gebäude geschleppt hatte, geriet ich unter die Waldenser; der Prediger bestieg die Kanzel und redete italienisch. Ich wartete nur den Schluß des Anfangsgebetes ab und suchte dann den in demselben Gebäude befindlichen deutschen Gottesdienstsaal; ich fand ihn auch, aber als ich eintrat, sprach der Pastor schon den Segen. Ich stellte mich nachher Herrn Pastor Petersen vor, welcher mich freundlich einlud, mit ihm und seiner lieben Frau zu Mittag zu essen. Am Nachmittage fuhren wir dann zusammen nach dem Winterkurort Nervi, wo 150—200 Deutsche waren, und wo Pastor Petersen alle 14 Tage in einem Pensionat (Hrl. Röder) Gottesdienst hielt. Im „Neger“ befanden sich 16 M. für die Mission; man freute sich sehr, daß der Herr ihnen einen Missionar ins Haus geführt habe, der das Geld mit nach Barmen nehmen könne.

Es war mir lieb, daß wir Gibraltar bei Tage passierten; so konnte ich mir den wunderbaren Felsen genauer ansehen. Gibraltar sieht aus wie die Hälfte eines Berges, welche stehen geblieben ist, während das Meer die andere Hälfte weggespült hat. Auf den steilen Granitfelsen haben die Engländer künstliche Gärten angelegt. Oben auf dem scharfen Rücken des Felsen erheben sich zwei Türme. Der Schiffsverkehr ist enorm. Mehrmals zählte ich die passierenden Schiffe. Es waren jedesmal wenigstens 20—26 Schiffe zugleich sichtbar. Ein Engländer hatte uns den ganzen Tag

gejagt, vermochte uns aber nicht zu überholen, erst die folgende Nacht gelang es ihm.

Bei Kap Finisterre, so nahe der Heimat, hätte ich am Nachmittag des 28. leicht das Leben verlieren können. Ich ging mit dem Obermaschinenisten auf Deck spazieren, als wir nach einer Weile plötzlich einen lauten Knall hinter uns hörten; die Erschütterung verspürte ich sogar an meinen Füßen; erstaunt wandten wir den Kopf und sahen ein großes Matrosenmesser auf dem Deck liegen; einem Matrosen, welcher hoch oben im Mast saß, war es entfallen. Vor kurzem war der Kapitän eines Schnelldampfers auf diese Weise getödet. Gott hatte mich gnädig bewahrt.

Am 30. kamen wir abends 7 Uhr in Southampton an, wo ich die ersten Briefe von meiner l. Frau erhielt. Ich fandte ihr ein Telegramm. In der Scheldemündung bei Vlissingen empfing ich abermals durch den Lotsen Briefe von meiner Frau, in denen sie mir schrieb, daß sie am 31., abends 5 Uhr in Antwerpen eintreffen werde. Merkwürdigerweise legte unser Schiff gerade zur gleichen Stunde an. Ich ging aufs Deck. Am Quai stand ein Herr und eine Dame, die mich aber nicht interessierten; bei der schwachen Beleuchtung vermochte ich niemand zu erkennen. Da hörte ich auf einmal meinen Namen nennen. Es war die Stimme meiner teuren Frau, von der ich gerade zwei Jahre und acht Monate getrennt gewesen war, und welche vor einem Monat nicht wußte, ob sie noch einen Mann habe, oder ob sie schon Witwe sei. Gott hatte es gnädig gefügt. Was ich bei diesem Wiedersehen empfand, kann eine Feder nicht wiedergeben.

Die lieben Brüder im Missionshaus sangen mir einige

Sieder zum Empfang und beschenkten mich mit einer kostbaren langen Pfeife und Tabak. Unseren achtjährigen Paul erkannte ich bald, aber als mir meine Schwiegerin unseren schlauen Theophil vorstellte, welcher bei unserer Trennung erst neun Monate alt war, erschien mir derselbe gar nicht als ein Kind von mir. Er sah mich denn auch lange prüfend an, ob ich auch wirklich der verheißene Papa sei, den er seit ein paar Jahren am Tische vertreten hatte. Am Schlusse seiner prachtvoll gelungenen Deklamation fiel er mir jedoch, alle Zweifel mit einem Schlage verschwendend, um den Hals mit den Worten: „So komm doch einmal her zu mir! Ich bin der Jüngste von den vier!“ Von nun an waren wir gute Freunde. Aber gerade wir beide haben am wenigsten von einander gehabt. — So lebte ich in den ersten Tagen und Wochen von der Freude des Wiedersehens.

Wöchten die l. Leser mit mir den Herrn preisen für alle seine Gnade und Treue, die er uns in seinen Führungen offenbart, und wenn diese Aufzeichnungen dazu dienen sollten, das Interesse für die Mission in Kaiser-Wilhelms-Land und für die große Reichs Sache Jesu zu fördern, dann würde ich mich reichlich belohnt fühlen. Der Herr walte es in Gnaden!



Inhalt.

	Seite
Vorwort	5
Der Mensch denkt, und Gott lenkt	9
Ein Missionskleinod in Java	19
Fischhafen und Umgegend	25
Unter „zufriedenen“ Wilden	36
Allerlei Merkwürdiges aus Konstantinhafen	42
Ernstes und Heiteres aus Hafsfeldhafen	47
Eine Fahrt auf dem Kaiserin-Augusta-Fluß	64
Unsere Landsleute in Kaiser-Wilhelms-Land	74
Im Bismarckarchipel	95
Evangelische und katholische Mission im Bismarckarchipel	107
Die Eingeborenen im Bismarckarchipel	112
Krank	117
Australische Städte	124
Nach Hause	134

Missionskarte der Erde

Größe der Bildfläche 35 × 73 cm.

von

Dr. K. Heilmann.

Mit einem Begleitwort.

32 S. gr. 8. Preis 1 M.

Das ist eine vortreffliche Karte, die allen, welche sich und andere leicht und schnell unterrichten wollen über den Gang und Stand des Missionswerks, gute Dienste thun wird. Sie ist eine wertvolle Zugabe zu Warneds rühmlichst bekannter Schrift: Die Mission in der Schule. (Schlesw.-Holst. Kirchen- und Volksblatt.)

Wer sich über den gegenwärtigen Stand der Mission orientieren will, dem sei obiges Werk aufs wärmste empfohlen. Das in der berühmten Anstalt von Wagner & Debes hergestellte Kartenbild gewährt einen Überblick über die Ausbreitung der evangelischen Mission: alle Missionsgesellschaften sind berücksichtigt, die acht großen deutschen mit Namen und besonderer Farbe in die Karte eingetragen. (Westd. Ztg.)

Hier wird auf engem Raume und zu wohlfeilestem Preise geboten, was dem Christen überhaupt, vor allem unsrer Tage zu wissen Pflicht ist: der sichtbare Stand des Reiches Gottes auf Erden. Wie acht große deutsche und viele ausländische Missionsgesellschaften gearbeitet haben, den Befehl Christi auszuführen, wird auf dieser Karte dargestellt. Unserer Kolonie Ostafrika ist eine besondere Nebenkarte gewidmet. Vier Typen der wichtigsten Menschenrassen schmücken die Karte, das lebendig und schlicht gehaltene Begleitwort ist ebenfalls mit saubern Bildern ausgestattet. Auf Missionsfesten, in Missionsstunden, für Geistliche, Lehrer, ja für jeden Gebildeten ist die Karte geradezu unentbehrlich. (Christl. Welt.)

Die treffliche Karte, 0,80 und 0,43 Meter groß, gewährt einen Überblick über die Ausbreitung der heidnischen und mohammedanischen Religionen, sowie der evangelischen und katholischen Kirche. Wir erinnern uns nicht eine klarere Darstellung gesehen zu haben. Die verschiedenen deutschen Missionsgesellschaften einerseits, die englisch-amerikanischen andererseits sind mittelst besonderer Zeichen kenntlich gemacht. Mit einem Blick gewinnt man die richtige Anschauung von der Ausbreitung der christlichen Mission und auch von dem, was noch auf Erden zu thun ist, um die Welt Christo zu Füßen zu legen. Das Begleitwort giebt zunächst nähere Auskunft über die Erfolge aller Missionsgesellschaften, sowie über den gegenwärtigen Bestand der deutschen Gesellschaften sowohl der Missionare und Christen als der Einnahme und Ausgabe, worauf der Verfasser einen interessanten Rundgang durch die Missionsgebiete macht. Derselbe ist mit vielen Holzschnitten geschmückt. Der Preis des Heftes ist ein geringer. (N. W. Volksztg.)



